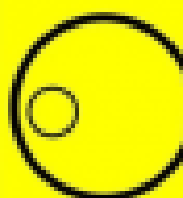


TRAUMJOB SCHLÜSSELDIENST

SCHLÜSSELDIENST



Keine Wartezeit !

0 - 24 Uhr

Notdienst

***Soforthilfe
bei Einbruch***

Sa-So-Fei

Herr Michael **0664/180 80 32**

MICHAEL BÜBL

Traumjob Schlüsseldienst

0-24Uhr

Samstag – Sonntag – Feiertag

von

Michael Bübl

Alle Rechte vorbehalten
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Copyright by Michael Bübl

Ein Tag im Leben des Michael Bübl

2019

Hinweis:

Dieses Buch ist in der Rechtschreibordnung für Schlüsseldienste geschrieben. Zum Beispiel wurde das scharfe ß einfach gegen ss getauscht (geht ganz einfach und weg ist dieser sinnlose Buchstabe). Wahrscheinlich sind auch ein paar gravierende Grammatik- und Rechtschreibfehler zu finden.

Für strenge Deutschlehrer mag das untragbar sein. Dem Autor ist dies egal. Lesern, denen es um den Inhalt bei Büchern geht, auch

Internet: www.buebl.com
Mail: michael@buebl.com

Dieses Buch widme ich niemanden

Was soll das immer mit der Widmung? Für Maurin, für meine Kinder, für Oma, für was weiss ich noch allen....

Wen interessiert das, wer ist Maurin?

Vorwort

Das lassen wir aus, einverstanden? Der Prolog ist ausführlich genug.

Oder vielleicht doch eine Kleinigkeit:

Verdammt!

Ich brauch den Schlüsseldienst!

Gibt es etwas Schlimmeres?

...JA, der Schlüsseldienst zu sein!

Über den Autor



gibt es nicht viel zu erzählen. Was soll man auch über Michael Bübl, den Wiener Schlossermeister – Mechanikermeister - Schmiedemeister mit Auszeichnung und goldenen Händen schreiben, der gerade mal so um die zwanzig Jahre Berufserfahrung im Schlossknackergewerbe gesammelt hat, einen Welt-Bestseller (Geheimwissen Schlüsseldienst) gelandet hat, und als Sicherheitsberater für Leute tätig ist, die niemals Opfer von Kriminellen werden wollen. Ausser, dass er der bekannteste Schlossermeister und Sicherheitsexperte der Gegenwart ist und in Insiderkreisen Wunderschlosser genannt wird, vielleicht noch, dass er gerne Vorträge und Schulungen abhält und der Gründer des Instituts für wirkungsvolle Einbruchsprävention ist. Anderes Zeugs, wie unterhaltsame Romane und Fachartikel für

Zeitungen schreibt er auch ab und zu, manchmal auch wissenschaftliches langweiliges Geplänkel über Kriminologie und Einbruch. Das ist jetzt aber schon alles, Sie sehen, ein ganz normaler Durchschnittstyp. Eines noch: Für die Tierhilfe und die Umwelt tut er auch was.

Prolog

Ich bin primitiv

Einleitung

Hier die langweilige Einleitung, pffffff ist das fad

Türe zugefallen? Schlüssel verloren? Schloss defekt? Schlüssel abgebrochen? Schloss verklebt? Schlüssel vergessen? Da gibt es eine Menge Malheure. Sie denken, ach das kann Ihnen nicht widerfahren, Sie passen selbstverständlich immer auf. Na, dann täuschen Sie sich mal nicht, das geht schneller als man glaubt. Plötzlich steht man vor der eigenen Wohnung und schaut wie die Kuh vorm neuen Tor. Der Schlüssel ist manchmal nur fünf Zentimeter entfernt von Ihnen, aber, was aber? Genau! Die Türe ist dazwischen und exakt fünf Zentimeter stark, OK manchmal auch sechs. Tja das genügt, um unerreichbar zu sein, denn durchgreifen können Sie ja schlecht. Sie draussen, Schlüssel drinnen, das ist ärgerlich, oder? Sie glauben nun Sie sind Arme, dem das grösste Unglück der Welt passiert ist, und jetzt kommt der Fiesling vom Schlüsseldienst und hat nichts anderes im Sinn als Ihnen die Kohle aus der Tasche zu ziehen, Sie so richtig nach Strich und Faden abzuzocken. Dass Sie sich da nicht schon wieder täuschen, wir vom Schlüsseldienst wollen niemand ausnehmen, selbst wenn wir wollten, könnten wir das gar nicht! Wir haben eigentlich nur zwei Ziele: Überhaupt Geld zu bekommen und heil über den Tag kommen! Diese Ziele sind praktisch unerreichbar, denn wer den ganzen Tag mit ausgesperrten Menschen zu tun hat, der hat ein schweres Schicksal zu ertragen. Der Löwenanteil unserer Kunden hat echt einen sitzen, zumindest in deren schlüssellosen Zeit. Meist wird das Hirn mit dem Schlüssel gleich mitverloren oder mitvergessen. Wie oft ich mir schon wünschte, ich sei der Kunde und nicht der Handwerker, dann

dürfte ich herumschimpfen und müsste nicht minutenlange Fluchtiraden über mich herabprasseln lassen und die skurrilsten Schimpfwortkreationen ertragen dürfen. Als Schlüsselmann muss ich mir Beleidigungen anhören, die sich nur der Leibhaftige im Zorn auszudenken im Stande ist. Sie glauben, die Männer vom Schlüsseldienst sind ausschliesslich halb schwachsinnige Stümper mit einem billigen Wochenendhandwerkerkurs, die millionenschwer im Luxuspenthouse residieren und für „die drei Sekunden Arbeit“ so richtig Kasse machen, und nur, wenn sie Lust haben kurz mit dem Porsche oder Ferrari irgendeinen Deppen die Tür aufmachen. Kann sein, dass es so etwas gibt, ich jedenfalls kenne keinen. Schade, denn wenn ich jemals von solch einer Firma gehört hätte, wäre ich garantiert dort Chef oder Generaldirektor. Die Firma in der ich schufte, beschäftigt ausschliesslich gelernte Schlosser oder Schlossermeister, so wie ich es bin. Schlossermeister wird man ja relativ leicht. Nur sieben bis acht Jahre Ausbildung mit mehreren staatlichen Prüfungen in Theorie und Praxis und Sie sind schon fertig. Sie sehen also es ist keine Hexerei, jeder Minderbegabte mit Lernschwäche wird Handwerksmeister, wenn er zu sonst nichts taugt. Polizist ist man übrigens in zwei Jahren, mit Pistole und Kapperl. Und ja, wir Schlüsseldienstler können sogar lesen und schreiben. Warum man uns das nicht anmerkt, wollen Sie wissen? Die Antwort ist ganz leicht, weil wir den ganzen Tag mit völlig verstörten Ekelkunden zu tun haben und das färbt ganz schön ab. Daher kommt auch unser leerer, eines Geisteskranken ähnelnder Blick, daher und natürlich von der unmenschlichen Tätigkeit, von einer Arbeit, die eigentlich gar keine richtige Arbeit ist. Warum ich trotzdem beim Schlüsseldienst bin? Weil ich primitiv bin!

E N D E der Einleitung, Sie haben es geschafft!

Jetzt geht es gleich weiter mit dem ersten Kapitel. Keine Sorge, es gibt nur ein Kapitel. Die ganze Geschichte ist in einer Wurst durchgeschrieben.

Erstes und letztes Kapitel

Der Montag

„Ich bin vom Schlüsseldienst, für mich ist jeder Tag Montag“

Mein Dilemma fängt schon morgens an, liegt an meinem Charakter, denn ich bin ein richtiger Neidhammel, ich bin neidig auf jeden Menschen, der so lange schlafen kann bis der Wecker läutet. Dieses Privileg habe ich nicht, mich weckt das Telefon schon lange bevor der Wecker die Möglichkeit dazu hat. Als ersten Satz höre ich im Morgengrauen kein »Guten Morgen« oder »Schöner Tag heute« sondern nur »Kommen Sie schnell, ich muss zur Arbeit!« Muss das nicht jeder?, frage ich mich in Gedanken. Na, gut jeder muss das nicht. Manche Leute dürfen mit Delphinen Schwimmen gehen, die haben riesiges Glück, die sind behindert. Diesen Vorteil habe ich nicht, ich bin ja gesund und normal. Ich muss arbeiten und muss überall den vollen Preis zahlen. Meine Eltern bedauerten schon meinen hervorragenden Gesundheitszustand, denn für einen Hirni hätten sie mehr Geld bekommen. Kann man nichts machen, immer hat man kein Glück. Mein kurzes belegtes Räuspern und ein gekrächztes »Hallo« wird mit »Sagen Sie, haben Sie geschlafen?« hinterfragt. »Ja habe ich« antworte ich. Was sollte ich sonst tun um 4 Uhr 37. Vielleicht die ganze Nacht aufrecht im Bett sitzen und warten bis dieser Kauz bei mir anruft? »Ah so eine Frechheit« schmettert mir die tenore

Stimme aus dem Hörer entgegen, »ich stehe vor der Türe und die faule Sau schläft, das hat ein Nachspiel, Sie dürfen doch nicht schlafen während des Dienstes, ich rufe jetzt Ihren Chef an und setze mich persönlich dafür ein, dass Sie Ihre Arbeit verlieren.« Das waren die ersten Worte heute und gleichzeitig die letzten in diesem Gespräch, die ich höre, dann legt der erste Kunde auf. Einschlafen ist sowieso nicht mehr drin, also schlepe ich mich mit bleierner Müdigkeit in die Küche um frischen Kaffee zu zubereiten, denn ich bin durstig wie ein Frischoperierter. Durch meine geschwollenen Augen entdecke ich noch eine halbe Karaffe Restkaffee von gestern. Sieht zwar widerlich aus, irgendwie wie giftiges Schweröl, aber zum Wegschütten kann ich mich aus Kostengründen auch heute nicht entscheiden. Übrigens seit einigen Tagen nicht. Ausserdem gibt es noch das Zeitmangelargument, denn bis das Wasser durch meinen seit Monaten verkalkten Filterautomat wie ein erstickender Asthmatiker durchröchelt, würde ich garantiert den Tod durch Verdursten erleiden, also beschliesse die schwarze zähe Brühe erneut in der Mikro aufzuwärmen. Es wird Zeit mein Leben um ein Vielfaches zu verbessern und auf Löskaffee umzusteigen. Vor mir liegt wieder ein Tag in der Stadt, der wahrgewordenen Albträume. »Ding« Ah! Die Mikro gibt mein Edelgetränk frei! So ein Mist, im Milchpackerl ist nur mehr ein winziger Schluck. Hatte wieder keine Zeit zum Einkaufen. Der Sirup bleibt schwarz. Aller Logik zum Trotz freue ich mich eine warme Flüssigkeit in meine Staubkehle zu schütten, selbst wenn es sich um ein derart ekelhaftes, brennheisses und pechschwarzes Kaffeeöl handelt. Exakt während des ersten genüsslichen Schlucks läutet wiederum das Handy und mein Freund von vorhin ist wieder an der Strippe. Ich erschrecke dermassen, dass der halbe Kaffee auf meinem klatschnassen durchgeschwitzten T-Shirt landet, die andere Hälfte in meiner

Nase. Mit einem viertel Liter brodelnden Klebekaffee in den Nebenhöhlen und auf den Stimmbändern, aber bereits etwas munterer melde ich mich diesmal mit entstellter nasaler Kopfstimme »Schlüsseldienst« und nicht mehr mit einem einfachen »Hallo« wie vorhin. Ich bin entsetzt wie grausig das klingt, ähnlich der singenden Frauen am Land. »Hallo, ich wollte nur schauen, ob du dich wieder hingelegt hast.« Gesagt und aufgelegt. Heute ist wieder ein guter Tag, denke ich mir. Nicht ganz eine viertel Stunde später, inmitten meines Morgenrituals im kleinen Sitzungssaal vernehme ich zum dritten Mal den penetranten Klingelton meines Horrorhandys. Was tun? Durchzuckt es mich. Wenn ich nicht rangehe und einen Auftrag versäume, ist das eine verdammt teure Sitzung. Hm, grübel, also was soll's – abwickeln und rausstürmen. Es ist wiederum mein morgendlicher Freund. »Hallo, ich bin es noch Mal, ich erreiche keinen anderen, kommen Sie nun doch zu mir und sperren Sie mir auf, ich rufe dafür nicht Ihren Chef an und verrate Sie auch nicht.« Ich wusste sowieso, dass er auf mich zurückkommt, denn um 5 Uhr in Früh kommt doch kein anderer Handwerker ausser uns armen Schweinen vom Schlüsseldienst.

»Ich kann in einer halben Stunde bei Ihnen sein.«

»Was heisst das?«

Was soll das schon heissen? Was kann das wohl bedeuten? So schwer ist dieser kurze Satz ja nicht, wieso versteht mich der Mann nicht. Ich probier es einfach noch mal.

»Das heisst, ich kann in einer halben Stunde bei Ihnen sein.«

So das muss er verstanden haben, ich rede ja nicht altgriechisch. »Das ist aber nicht Ihr Ernst, Sie sind doch jetzt eh schon munter, also wie lange dauert das wirklich?« Ohne Gefühlsregung, solche habe ich schon lange nicht mehr, spreche ich monoton wie ein automatischer Anrufbeantworter ins Telefon. »D-r-e-i-ss-i-g M-i-n-u-t-e-n.« Schneller kann

ich wirklich nicht, ich muss ja noch einiges zu Ende bringen. »Ha, ha, sehr witzig, Sie sind ein ganz ein Lustiger, der Mann gefällt mir, der hat Humor, eine halbe Stunde, ha, ha, ist zwar eine Frechheit, aber kommen Sie halt.« Er gibt mir noch die Adresse und sagt mir, dass er vorm Haus steht. Schlauer Bursche, denke ich mir, in der Wohnung wird er schlecht warten können. Kaum aufgelegt ruft schon der nächste an und erkundigt sich nach dem Preis für »Einmal Aufsperr« Die Frage wo das Unglück passiert sei, will er nicht beantworten, denn ich brauche nicht zu wissen wo er wohnt, denn »Typen wie ich, können ja überall rein und kommen dann in der Nacht um bei ihm einzubrechen« Das habe ich garantiert vor! Sonst nichts. Ich sage ihm trotzdem, dass er mit 55 Euro rechnen muss, was er mit »Du bist a bissl depat!« kritisiert und auflegt. Auf dem kurzen Weg zum ersten Kunden, es ist einmal, dem Himmel sei Dank, nicht auf der anderen Seite der Stadt sondern auf dem Weg zu Firma, läutet exakt noch viermal mein Handy. Der hohle Klang im Innenraum meines Renault Express aus den späten 80iger Jahren mit monströsen Kastenaufbau macht ein deutliches Hören und Sprechen während der Fahrt nahezu unmöglich. Haben die Menschen vor 20 Jahren nicht geredet im Auto? Eine Dame, der Stimme nach nicht mehr zur Jugend zählend, will wissen, ob wir auch um diese Zeit erreichbar sind. »Ja, das sind wir«, antworte ich freundlich. »Danke junger Mann, Ihre Nummer schreibe ich mir gut auf, wenn ich einmal einen Schlosser benötigen sollte, sind Sie die erste Wahl!« »Vielen Dank für Ihr Vertrauen.« Auf das kann ich bauen. Dann meldet sich mein Kunde wieder mit der Frage, wie lange es noch dauert bis ich endlich eintrudeln zu gedenke. »Nicht mehr lange, ein paar Minuten höchstens.« Kaum aufgelegt bekundet ein älterer Herr sein Interesse an unseren Öffnungszeiten in unserem Gassenlokal. »Seit

Oktober 1972 von 8 Uhr bis 19 Uhr, durchgehend« »Haben Sie auch Mittagspause?« »Nein, sonst hätte ich es Ihnen ja gesagt, beispielsweise von 8 Uhr bis 12 Uhr und von 14 Uhr bis 19 Uhr ist offen. Von 12 Uhr bis 14 Uhr ist Mittagspause« »Gut, ich komm dann so um 9 Uhr.« Wozu stellt man diese Frage? Um diese Zeit wäre der Laden sowieso offen, denn um 9 Uhr ist mit Sicherheit noch keine Mittagspause. Heute ist Senientag denke ich mir und sämtliche Pensionisten rufen alle bei mir an, zumindest die schon seit Stunden munter sind, und das sind viele, verdammt viele. Pensionisten stehen bekanntlich zeitig auf, sehr zeitig. Dann meldet sich noch mal mein Kunde, wo ich denn nun geblieben sei. Er warte »seit Stunden« Ich schaue auf meine Uhr und muss feststellen, dass seit der Auftragsvergabe erst knapp 17 Minuten vergangen sind und seit seinem letzten Anruf gerade mal drei. Ich verträste ihn mit den Worten, dass mir unser langsames Service aufrichtig leid tut und ich wirklich in wenigen Augenblicken bei ihm bin. Da biege ich schon in die Gasse ein und sehe den Kerl vor dem Haustor warten. Wir Sklaven vom Schlüsseldienst erkennen untrüglich aus 1000 Meter, welcher der Wartenden »unser« Kunde ist. In diesem speziellen Fall hätte auch ein nicht geschädigter Laie den Kunden als solchen erkannt, er ist der einzige Mensch in der ganzen Gasse. Er begrüsst mich mit einem unfreundlichen »Na Endlich« Die Wohnung ist im fünften Stock Altbau ohne Aufzug, na ja Morgensport ist ja gesund. Drei Minuten später ist seine Wohnungstür ohne Kratzer oder Beschädigung fachmännisch geöffnet und ich präsentiere ihm noch etwas keuchend die Rechnung über 55 Euro inklusive gesetzlicher Mehrwertsteuer, Anfahrs- und Abfahrtskosten im Sonderdienst, es ist schliesslich erst 5 Uhr 45. Widerwillig übergibt er mir nach über einer viertel Stunde heisser, jedoch einseitiger Diskussion endlich den

gigantischen Geldbetrag. Ich habe lediglich im Minutentakt völlig teilnahmslos Mhh, Aha, und Ach so von mir gegeben, Diese Übergabe wird mit dem lautstarken Hinweis kommentiert, dass wir eine Drecksfirma wären und er nie mehr wieder in seinem gesamten Leben sich dermassen betrügen lassen wird. Er hat von uns elendigen Abzockern endgültig die Schnauze voll. Ich denke mir meinen Teil und hoffe keinen Strafzettel bekommen zu haben. Sie merken schon, wir Schlosser denken viel. Kaum sitze ich im Auto bekomme ich den nächsten Anruf. Einer jungen Mutter ist die Tür zugefallen und ihr kleiner Engel schläft in der Wohnung. Ich erkläre der verzweifelten Frau, dass sie sich entscheiden muss zwischen mir und der Feuerwehr, denn ich könne nicht 100 Prozent garantieren innerhalb von zehn Minuten helfen zu können, würde es aber wahrscheinlich schaffen. Ich frage sicherheitshalber nach, ob das Kind tatsächlich schläft. In diesem Fall sind zehn Minuten Wartezeit völlig gefahrlos, oder ob es bereits wach ist oder gar weint. Die Mutter teilt mir noch stolz mit wie tief ihr Baby schläft, dann lässt sie sich plötzlich und ohne Vorwarnung fürchterlich aus, wozu es denn überhaupt einen Schlüsseldienst gäbe, wenn dieser nicht sofort kommen kann. Ich will noch einwenden, dass zehn Minuten als sofort zu werten sind, zu dieser Rechtfertigung komme ich nicht mehr. Die Dame hat sich allen Anschein nach für die Feuerwehr entschieden, die sicherlich nicht in zehn Minuten vor Ort sein wird, trotz einer gesalzenen 1200 Euro Rechnung und eines fünfzehnköpfigen Einsatzteams in zwei oder mehr knallroten Transportlastwägen. Mir soll es mehr als recht sein, eine hysterisch kreischende Mutti, das kann ich um diese Tageszeit wirklich nicht verkraften. Sollen sich doch die kartenspielenden sonderprivilegierten Biersoldaten im Beamtenstatus mit ihr rumstreiten. Es ist zwar noch sehr

zeitig, nochmals nach Hause fahren ergibt keinen Sinn, also geht es ab in die Firma. Dort wartet sowieso eine Menge Arbeit auf mich und zu Hause niemand. Und mit niemand meine ich niemand, nicht einmal ein Fisch. Ich öffne die Sicherheitsschlösser unseres Geschäftes, stelle die Alarmanlage ab, deaktiviere die Anrufumleitung und fange an den Laden für den Tagesbetrieb herzurichten, da läutet wiederum das Telefon wie verrückt, diesmal das Festnetz. Notfall am anderen Ende der Stadt. Ein Mann hat seinen Schlüssel abgebrochen und braucht natürlich schnelle Hilfe vom Schlüsseldienst. Ist zwar weit entfernt, aber um diese Zeit ist noch kein Wahnsinnsverkehr, das könnte ich in 25 - 30 Minuten schaffen, denke ich mir und nehme den Auftrag an. Alles vorher Getätigte mach ich blitzschnell wieder rückgängig, Lichter ab, Anrufumleitung aktivieren, Alarmanlage scharf, und mindestens noch zehn Handgriffe. Schnell springe ich in mein Steinzeitreliktauto reise an der Revolverschaltung herum bis endlich irgendein Gang eingelegt ist, welcher ist völlig egal, es lässt sich sowieso kein Unterschied feststellen. Mir kommt vor dieses Fahrzeug hat überhaupt nur einen einzigen Gang. Mit Vollgas röhrt dieses seltsame Vehikel mit den riesigen vergilbten Schlüsselaufklebern und den gelben Franzosenlichtern durch die dunkle Stadt. Nach wenigen Minuten durchfährt mich ein fürchterlicher Schrecken, mich plagt der Gedanke, ob ich das Geschäft versperrt habe. So sehr ich mich auch anstrengt, ich kann mich einfach nicht erinnern. Ich wende und brause mit strengstens verbotener Geschwindigkeit zurück, im Kopf die Sorge, dass sich bereits ein Dieb eingeschlichen haben könnte und den Laden leer räumt. Sprung aus dem Auto, ahhh stöhne ich erleichtert, Gott sei Dank, es ist zugesperrt. Ist eh logisch, das mache ich doch schon automatisch. Trotzdem fahre ich mindestens dreimal die Woche wieder zurück. Ich bin nicht

nur geistig unterentwickelt, nein ich habe auch ein Gehirn wie ein Nudelsieb. Schnell springe ich wieder in den Wagen und rase wie Michael Schuhmacher mit Gipsbein und auf der Flucht vor der Chinamafia zu meinem Kunden. Glück muss man haben, alle Strassen sind frei! Trotz meiner unfreiwilligen Umkehr erreiche ich mein Ziel in knapp 25 Minuten. Als ich in die kleine Gasse einbiege staune ich jedoch nicht schlecht. Fünf Autos von der Konkurrenz parken kreuz und quer, teilweise auf dem Gehsteig oder auf der Rasenfläche. Die Fahrzeuge sind allesamt Schrottblauben und werden nur durch den jahrzehntelang angesammelten anhaftenden Grossstadtdreck zusammen gehalten. Die rollenden Leichen sind zwar verschiedene Fabrikate und unterschiedlich lackiert und bunt beklebt, aber doch irgendwie gleich. Ich kenne natürlich alle. Besser als mir lieb ist. Das Verhältnis zwischen den Schlüsseldiensten innerhalb einer Stadt wäre mit extrem verfeindet als untertrieben beschrieben. Ich habe ordentlich Bammel das Haus zu betreten, denn eine Konfrontation mit einem Mitbewerber endet garantiert nicht gütig und friedlich bei einer Tasse Tee und einem Plauscherl, eher mit einem ausgeschlagenen Einsler und einen anhängenden Gerichtsverfahren. So hoffe ich insgeheim, was heisst hoffen, ich bete inständig zu Gott, dass die anderen Schlosser nur zufällig hier parken und ganz wo anders was zu tun haben, aber Sie wissen ja Hoffen und Glauben... Wie kann ein Mensch so dumm sein und so etwas Abstruses hoffen? Die schlimmsten Befürchtungen werden jäh übertroffen. Kaum bin ich die Treppe vorsichtig ein Stück hoch gegangen erblicke ich eine Ansammlung von fürchterlich verwahrlosten und unrasierten Männern, die mit erhobener Stimme im Stiegenhaus lautstark diskutieren, niemand versteht ein Wort, weil alle gleichzeitig ihren Wortschwall rauslassen. Schlüsseldienstler haben bedingt

durch ihre soziale Armut für gewöhnlich einen gewaltigen Drang zu sprechen. Das rührt daher, weil sie den ganzen Tag alleine im Auto sitzen und mit niemand Konversation betreiben können. Mit uns spricht einfach kein Mensch. Wer sollte auch? Dieser immense Stau an nicht gesprochenen Wörtern entlädt sich ab und zu, aber immer an Plätzen, an denen es keine Sau interessiert. Im gesamten Stockwerk liegt gesättigter Pulverkaffeegestand, der teilweise aus den Poren und teilweise aus den ungereinigten Mündern der Kontrahenten in den Raum geblasen wird. Drei der fünf Männer kenne ich persönlich, lauter altgediente abgebrühte Schlüsseldienstler. Die anderen zwei sind mir niemals zuvor begegnet, sind jedoch garantiert ebenfalls hartgesottene Berufsgenossen. Leicht zu identifizieren an den zentimetertiefen kohlrabenschwarzen Ringen unter den blutunterlaufen verschwollenen Augen und der fast bis zu den Kniekehlen heruntergerutschten Billig-Jeans, die von hinten tiefe unerwünschte Einblicke aufdrängt in eine unbekannte und furchteinflössende aber vor allem ekelregend Zone, genannt das Bauarbeiter Dekollete. Der fleckig weisse Dreiwochen-Bart, welcher teilweise das gelblich aufgedunsene Gesicht verdeckt, geht nahtlos in schütteres verfilztes struppiggraues Haupthaar über, mit deutlicher Tendenz zum totalen Kahlschlag, zumindest weitgehend gelichtet. Wir Leute vom Aufsperrdienst sehen alle so aus! Jahrelanger Schlafentzug gepaart mit sozialer Ausgrenzung und wertlosen Nahrungsmittel meist zwischendurch hinunter gebampft, verhalfen uns zu diesem Image und Auftreten. Augenblicklich verstummt die Meute als sie mich erkennen. Ich spüre die unendliche Abscheu gegenüber meiner Person und den nackten puren Hass, der mir von diesen desolaten Typen entgegen geschleudert wird. Langes eisiges Schweigen und bedrohliche Stille erfüllt das

Stiegenhaus, bis einer der Männer das Wort ergreift und mir mit schadenfrohen Spott höhnisch entgegengrinst: »Noch ein Trottel, Guten Morgen Kollege!« Ich will gerade fragen was hier los sei, da lacht mir ein korpulenter Mann mit ungebührlich kleinem Schädel, offensichtlich der Kunde, ins Gesicht. »He Sie da unten, Sie können gleich wieder umdrehen, ich brauche Sie nicht mehr, Sie waren zu langsam. Ich habe fünf oder sechs Aufsperrdienste angerufen und bestellt. Ich habe mir gedacht, einer wird der schnellste sein, Sie waren es wohl nicht, Auf Wiedersehen! Bon Voyage! Gute Reise!« Ich erkenne sofort die Aussichtslosigkeit hier auch nur einen müden Euro zu kassieren und verabschiede mich mit »Pfiat euch Kollegen« und »Tschüss Schrumpfkopf!« Schallendes Gelächter im Stiegenhaus. Ich bin erleichtert über den friedlichen Ausgang dieses Klassentreffens der anderen Art und mache mich schleunigst auf die Socken, nur weg hier. So gut haben wir uns noch nie verstanden. Sollen sich die anderen weiter streiten, ich fahre wieder in Firma und hoffe nicht geblitzt worden zu sein, während meiner Eilfahrt hierher. Irgendwie bilde ich mir im Hinterkopf ein einen Radarblitz wahrgenommen zu haben. Gut, dass ich kein Neuling mehr im bin in diesem Job, sonst würde ich mich ja kränken oder ärgern, oder sogar beides? Auf dem Weg in die Firma komme ich bei einer Tankstelle vorbei, bei der ich ab und zu einen Stopp mache und einen Automatenkaffee schlürfe. Heute bereue ich diesen Entschluss, denn erst die dritte Münze wird nach längerem Hauchen und Reiben akzeptiert, die anderen sind im Münzennirwana gelandet. Statt Kaffee erhalte ich lauwarmes Wasser mit schwarzen Klumpen. Der Weissler kommt exakt eine Minute später. Aha, ich bin also der erste Kaffeeschlürfer heute, der Automat ist noch kalt. Wie kann ein Automat überhaupt kalt sein? Trotzdem Glück gehabt,

ansonsten hat das Getränk immer einen Touch Gemüsesuppengeschmack des Vorbenutzers. Wer kauft sich eigentlich bei einem Automat eine Gemüsesuppe, wer macht so etwas? Einmal möchte ich diesen Menschen begegnen. Für mich ist das ein Gott, er ist der Gott der Ernährung. »Morgen Schlosser« begrüsst mich Sigi, der Kassier, »geh weil du schon da bist, hinten im Büro klemmt die Lade. Machst du mir schnell auf, nimmst das Schloss mit und machst mir zwei Schlüsseln. Bitte – Danke, ist ja keine Hexerei für dich.« Da freut man sich, wenn man so beliebt ist. Als Trottel vom Dienst ist man immer gerne gesehen. Egal wo ich hinkomme, es ist immer irgendwas kaputt oder klemmt. Ich hole mir mein Werkzeug baue das Schloss aus dem Holzschreibtisch im Hinterzimmer aus und als ich wieder im Verkaufsraum bin platzt ein extrem dünner und unvorstellbar riesiger Kerl mit Vokuhila Frisur und ärmellosen roten Netzleiberl in den Verkaufsraum der Tankstelle. Der Mann ist so mager, dass er zweimal reinkommen muss, um einmal da zu sein. Mit unangenehm hoher Stimme fistelt er aufgeregt: »Ich habe den Schlüssel im Wagen stecken lassen, Gott sei Dank steht da draussen ein Auto vom Aufsperrdienst, können Sie mir helfen?« Ich schaue durch die Auslage, und entdecke einen neueren schweren BMW. Dieser Eifelturm ist mit diesem Wagen gekommen? Der muss sich beim Aussteigen eine Viertelstunde entfalten, wie ein Schweizer Messer. Ein deutsches Fabrikat zu öffnen bedeutet konzentrierte Schwerstarbeit und präzise Fachkenntnisse, denn Autoöffnen bei modernen Limousinen ist wirklich nur mehr etwas für echte Aufsperrprofis. Amateure haben bei diesen Edelkarossen schlechte Karten und schauen blöd aus der Wäsche. »Ja, kann ich!« Gebe ich von mir mit stolz geschwellter Brust. »20 Euro, weil die Anfahrt wegfällt.« Der dürre Hund schnauzt mich sofort voll an. »Wenn du es nicht

umsonst machst, rufe ich den Autofahrerclub, für den Handgriff zahle ich doch nicht. Wer weiss, ob du das überhaupt kannst, Du Pfuscher.« »Dann halt nicht, Piepsstimmerl!« murmel ich so halb in mich hinein. »Tschüss Sigi« sage ich zum Tankwart, »ich bring dir den Schreibtischschlüssel nächste Woche.« Den BMW Fahrer würdige ich keines Blickes mehr. »Danke, hast eine Autowäsche gut!« Als ob ich Wert lege den Rostbomber meines Chefs waschen lassen zu wollen. Also wieder ein Freundschaftsdienst. Schade, ich hätte gerne sehen wie sich der Wolkenkratzer in den Miniaturinnenraum seiner Proletenkutsche hineinfaltet. Im dröhnenden Renault mache ich mich wieder auf den Weg zurück in die Firma. Langsam wird es hell und mein Bein beginnt zu schmerzen. Das liegt an der Sitzposition. Was ich schon drüber nachgedacht habe, kann sich kein Mensch vorstellen. Sogar ausgebaut habe ich den Fahrersitz bereits, sogar mehrmals, und genau begutachtet. Wieso lässt sich ausgerechnet bei meinem Auto der Sitz nicht ganz zurückschieben? Sind die Franzosen nur Eins fünfzig? Ich muss sitzen wie ein Idiot, seitlich halb am Sitz und irgendwie auf dem unteren Teil der Lehne. Das schmerzt ungeheuerlich und nach dem Aussteigen sehen meine ersten Schritte aus wie die eines brennenden Spastikers. Meine Kunden sind jedes Mal schwer schockiert, wenn ich auf sie zuzappel. Zurück in der Firma warten bereits zwei Kunden vorm Geschäft, obwohl wir erst in einer halben Stunde offiziell öffnen. Ich beschliesse einfach weiterzufahren und so zu tun als ob ich sie nicht gesehen habe. Dann passiert es. Genau auf Augenhöhe bremst der Depp vor mir und ich muss ebenfalls anhalten. Die vermeintlichen Kunden erkennen mich augenblicklich. Verdammte! Beide Männer nicken zum Gruss. Ich lächle gezwungen und künstlich zurück. So ein Mist, jetzt kann ich

nicht mehr abhauen. Ich muss mich einparken und aufschliessen. »Morgen Meister« begrüsst mich einer, »heute schon so früh hier?« und drängt sich sofort nach dem Aufsperrn mit mir in das dunkle Geschäft. Ich hasse es wie die Pest, wenn Kunden gleichzeitig mit mir den Laden morgens betreten. Ich kann mir doch denken, dass der arme Mann erst mal in Ruhe alles herrichten will und so weiter. Zum Glück will keiner der beiden nichts weiteres als ein einfaches Duplikat. Fräs – fräs, zweimal 6 Euro und Auf Wiedersehen! Natürlich muss ich meine Handlung untermauern mit »Ja, der Schlüssel sperrt garantiert und ja, Sie können wieder kommen, wenn er es nicht tut.« Den zweiten Kunden begleite ich sogar zur Tür öffne sie, und raus mit ihm. Kaum ist dieser Mann endlich gegangen, kommt schon die nächste Kundin herein. Sie wirkt etwas verschoben und gekleidet wie diese Frauen, die in grossen Pferdekutschen in Rumänien herumfahren. Sie wissen schon was ich meine, diese rollenden Gefängnisse mit zusammengebunden Holzgitter, in dem Dutzende Zigeunerinnen mit wallenden bunten Kitteln und pechschwarzen Haaren an den Gitterstäben hängen und in seltsamer Sprache fluchen. »Was kann ich tun für Sie?« frage ich bereits etwas mürrisch die Wahrsagerin. »Ich mag mich nur etwas umsehen. Dann sage ich Ihnen die Zukunft« Bekomme ich von der Person im Zigeunerrock als Antwort. Wusst ich`s doch! »Ist gut, schauen Sie nur.« Ich bin heilfroh, dass Sie keinen Schlüssel will, soll Sie ruhig schauen, Sie wird nichts Interessantes finden, nicht in unserem Laden und schon gar nicht in meiner Zukunft. Nicht einmal ich finde unseren Laden interessant, und Zukunft habe ich keine. Ich blicke aus der Auslage und kann es gar nicht fassen, was ich da sehe. Das Auto meines Chefs steht schräg gegenüber. Hatte ich mich also doch nicht getäuscht beim Einparken

vorhin, im Augenwinkel hatte ich ihn bemerkt. Das Beste daran ist, mein Chef sitzt die ganze Zeit drinnen. Er schaut mich an, als hätte ich beim Pinkeln in die Kaufhaus Gardarobe ertappt. »Ich hatte gerade ein wichtiges Telefonat«, lügt er mich dreist an, anstatt Guten Morgen zu sagen. In Wirklichkeit hat er gewartet bis sich die Kunden von selbst verflüchtigen oder bis sich ein Dodel findet der sie abfertigt. Ich kann es ihm nicht verübeln, hätte ich auch gemacht nur fehlte mir die Gelegenheit. Kaum nehme ich Platz bei meiner Werkbank, um das unmenschliche Pensum an Schlossreparaturen wenigstens ein winziges Stückchen zu bewältigen, da ruft mein Chef durch den abscheulich Perlvorhang, welcher den Verkaufsraum von der Werkstatt abtrennen soll, ein reiner proforma Sichtschutz: »Ich gehe auf die Bank, Alex hat eine Montage, Herr Schneider und Rick kommen später, Fr. Birgit muss mit ihrem Filius zum Arzt und Herr Verschnik ist im Urlaub.« Das bedeutet auf Klartext: Ich bin hier der Alleinunterhalter und komme zu keinerlei Arbeit, meiner eigentlichen Arbeit. Der Haufen an Altmetall staut sich weiterhin auf meinem Tisch. Ich höre noch »Ding-Dong« und weg ist er. Am liebsten würde ich meinem Boss einmal nachgehen, nur um zu sehen wo er zwei Stunden am Vormittag verbringt. Es geht mich ja nichts an, aber was tut der Mann jeden Tag? Meine Neugier ist beinahe unerträglich. Dauert nicht lange, da kommt schon der nächste Kunde. Er hält mir einen Schlüssel unter die Nase mit der Frage ob ich diesen »nur so mal« nachmachen könne.

»Nein, das kann ich nicht. Sie benötigen für diesen Schlüssel eine Berechtigungskarte!«

»Hm?«

Aha, der Mann stellt sich blöd. »Dieser Schlüssel ist gesperrt, das bedeutet, Sie müssen im Besitz der Sicherungskarte sein.«

»Geh hab dich nicht so, erfährt ja keiner. Ihr nehmt ja sonst nicht alles so genau. Ich verrate euch nicht, ich sag nichts, Ehrenwort.« Vertrauensvoll zwinkert mir er mit einem Auge zu. Ein Mundwinkel verzieht sich dabei gleichzeitig zu einem unterstützenden verschmitzten Lächeln. Was soll das? Ist das ein Schokostecher und will mich zu unsittlichen Verhalten auffordern? »Ich kann Ihnen nicht helfen ohne Sicherungsschein. Tut mir leid.« Der Typ wird plötzlich fürchterlich grantig und faucht mich drohend an. »Na Du bist mir einer....!« Nach »Einer« legt er genussvoll zur Unterstreichung eine Pause ein starrt mich mit Blitzen aus den Augen an, wiederholt diese eindeutige Feststellung, dass ich »ihm einer« bin und verlässt unseren Laden. Keine drei Sekunden später stürmt ein Mann mit grauem knielangen halboffenen Arbeitsmantel und kurzer Hose, eine wunderschön anzusehende Kombination, schwitzend und stinkend bei der Tür herein. Der voluminöse Körper wird von zwei äusserst dünnen dafür kalkweissen Beinchen und Zwergenfüsschen, die in Schlapfen und weit hochgezogenen schwarzen Zwirnsocken stecken, getragen. Sein Haupt ziert trotz der Hitze ein brauner speckiger Schnürsamthut. Eine Augenweide ist dieser Mitfünfziger nicht. Ein Blick genügt mir, um mich als Wahrsager zu beweisen. Sie rumänische Wahrsagerin steht übrigens noch vor unserem Regal und betrachtet die gigantische Auswahl unseres Sortiments. Dieser Unsympathler wird Ärger bringen. »Guten Tag, ich bin der Hausmeister vom Hanuschhof!« Na bitte! Habe ich es gewusst. Menschen mit diesem Äusseren die das Hohe Amt eines Hausmeisters innehaben bringen unsäglichen Ärger über die Zivilbevölkerung eines Landes. Da muss man wahrlich kein Prophet sein, um dieses Geheimwissen erlangt zu haben. Ich gehe automatisch in Abwehrhalt gegenüber dieses Polemikers und verschränke die Arme vor meiner

Brust. »Ja und?« sage ich mit weit in den Nacken zurück gelegten Kopf. Er stützt sich mit den Knöcheln seiner ungepflegten Pranken auf unseren Verkaufspult auf und lehnt sich weit vor. Schwarze Borsten anstatt Haaren wachsen aus sämtliche Fingern. Man könnte daraus einige Bürsten anfertigen. Reflexartig weiche ich zurück bis zur hinteren Wand des Raumes. Die vielen spitzen Nägel, an denen unsere Rohlinge hängen bohren sich stechend in meinen Rücken. Dieser Schmerz ist Labsaal gegenüber der mir verbleibenden Alternative. Den Gestank seines Atems. Eine über 30 Jahre aufgebaute Duftmischung aus grünem Veltliner und filterlosen Ostblock-Billigst-Zigaretten. Mich schüttelt es von Kopf bis Fuss ab, als mich die trübe ölige, schwere Fahne erreicht. Was habe ich verbrochen? »Ihr seid doch zuständig für unseren Bau?!« Ich rätsle, ob dies eine Frage oder eine Feststellung war, denn noch weiss ich nicht den Grund seiner Konsultation. Er fährt fort. »Eine Partei hat den Waschküchenschlüssel mit genommen und jetzt kommt die andere Partei nicht in die Waschküche« Interessante Geschichte, ich freue mich schon wie die spannende Story weitergehen wird. Kundenerzählungen sind meistens interessant, wir hören sie immer gerne, diese hier ist jedoch besonders aufregend. »Ihr müsst uns die Waschküche aufsperrern.« »Mach ich Ihnen gerne, kostet 55 Euro, und ich kann gegen Mittag dort sein.« Der Hausmeister gibt sich grosszügig. »Das ist mir wurscht was das kostet, das zahlt die Hauspartei, wenn sie wieder da ist.« »Nein, das tut sie nicht, das müssen Sie zahlen, Sie sind der Auftraggeber.« Der Spiegeltrinker wird wütend und beginnt laut zu werden. »Ich höre wohl nicht richtig. Ich zahl gar nichts, Sie werden doch warten können auf Ihr Geld, wir haben schon soviel bei Ihnen machen lassen und jetzt lassen Sie mich im Stich. So was von geldgierig.« Der Mann war niemals vorher in unserem

Geschäft, und wir haben noch nie im Hanuschhof etwas montiert oder sonst was zu tun gehabt. Ich würde das wissen, denn immerhin arbeite ich seit 12 Jahren hier. Höflich aber bestimmt entgegne ich dem Streithansel. »Entweder Sie bezahlen unsere Dienste, oder Sie müssen eine andere Lösung finden. Wir sind ein Handwerkerbetrieb, wir arbeiten prompt und wollen auch prompt bezahlt werden.« Das ist dem Haustyrannen zu viel. Er ist keinen Widerstand gewohnt. Er beginnt nun mit 130 Dezibel Gebrüll mir zu erklären, dass »seine« Mieter parieren wie Zirkushunde und ich mir eine »Mordstrum Watschn« einfangen werde, wenn ich nicht sofort seinen Befehl Folge leiste. Mir wird das ganze zu dumm und bitte ihn er möge unsere Geschäftsräume verlassen. Seine »braune« Gesichtsfarbe weicht ohne Vorwarnung einer purpurroten, begleitet von ohrenbetäubenden Gebrüll über unsere, in speziellen meine, moralische Verkommenheit und dass damals Alles besser war. Sein Vater war schon Blockwart und so arbeitsscheues Gesindel wäre schon an den richtigen Ort gebracht worden.... Was soll ich Ihnen sagen? Der Buchhändler von nebenan hat die Bierzelt Parolen des Ewiggestrigen gehört und die Polizei verständigt. Die Beamten erlösen mich vom Stiegenhausdiktator und verfrachtet den Redner in den Streifenwagen. Der Schock steckt tief in meinen Gliedern, aber zur Erholung bleibt mir absolut keine Zeit. Ein kleiner schwerst übergewichtiger Bub, etwa 10 Jahre und deutlichen Luluflecken auf seiner Hose, betritt keuchend und laut aus den Bronchien pfeifend den Laden. Er legt mir einen Schlüssel auf den Pult. Ich erkenne ihn sofort wieder. Es ist der gesperrte Schlüssel (nur mit Sicherungsschein) von vorhin. »Bi-Bi-Bitte ei-ei-ein Ma-a-a-a-l.« Übergewicht, Diabetes, Asthma, Blasenschwäche, Fettsucht, schwerer Stotterer ein echtes Wunschkind! Der blade Knabe ist

wahrscheinlich der zuckerkrankte Ableger des Zwinkerers dem ich »einer« war, zumindest hat er mit dem Zwinkerer gesprochen bevor er reingekommen ist. Jetzt wartet der mutmassliche Erzeuger dieser Bereicherung gegenüber des Ladens und blickt verstohlen zu uns her. Er steht schräg hinter einem Kastenwagen und wippt auf den Zehenspitzen auf und ab. So kann ich einmal seinen Kopf sehen und einmal nicht. »Sag deinem Papa, wir dürfen den Schlüssel nicht machen, und sag ihm ich kann ihn sehen.« Der füllige Junge läuft wortlos zu seinem Vater auf die andere Strassenseite und entgeht haarscharf von einem Mopedfahrer mit defektem Auspuff überrollt zu werden. Kurzsichtig und schwerhörig ist er auch, ob er Geschwister hat? Ich verfolge den Weg des Kindes noch einige Sekunden, bis meine freie Sicht unterbrochen wird von einem Einbeinigen mit Krücken und Gipsfuss. Armer Mann, denke ich mir, was ist dem bloss passiert? Nur ein Bein und das in Gips! Hoffentlich geht er weiter und kommt nicht zu mir rein, ich bin nämlich abergläubisch und bin felsenfest überzeugt dass Pech übertragbar ist. Einige Momente höchste Anspannung meinerseits, bitte nicht reinkommen. Er humpelt weiter, Glück muss der Mensch haben. Ich schaue ihm nach bis mich das Telefon aus den Gedanken reisst. »Kriminalpolizei 14ter Bezirk Inspektor Prammer«, meldet sich ein Mann, der eindeutig eine österreichische Polistensprachausbildung absolviert hat. Nur Polizisten sprechen so. »Hallo Herr Inspektor was können wir tun für Sie?« »Wir haben eine Haussuchung um 10.30h zwei Gassen weiter von Ihrem Standort, können Sie einen Öffnungstechniker bereitstellen, um uns zu unterstützen und im Falle des Eintreten der Notwendigkeit eine WE (Wohneinheit) zu öffnen?« Sag ich ja, nur Polizisten aus der Alpenrepublik sprechen so. »Einen Moment bitte, ich muss in unserem Auftragsbuch nachsehen,

ob dieser Termin frei ist.« Der Polizeibeamte hat natürlich keine Ahnung, dass wir kein Buch dieser Art besitzen. Kein Schlüsseldienst hat Terminplanung, ginge auch gar nicht. »Bitte kommen Sie am Freitag um 12 Uhr zu mir aufsperrn, da werde ich die Tür zuschlagen« klingt wirklich seltsam. Ich zerknuddel einige Zetteln vor dem Telefonhören, um ein lautes Rascheln zu erzeugen. Der Bulle soll denken ich blättere eifrig. »Ja Herr Inspektor, da haben wir zufällig Zeit, ein Termin ist geplatzt, geben Sie die genaue Adresse.« Hoffentlich kommt Rick bis Mittag, zu den Bullen muss ich hinfahren, sonst gibt es Ärger. Ich schreibe mir den Strassennamen auf, und blicke unwillkürlich auf, da sehe ich wie sich eine Aldi-Familie auf unseren Laden zielstrebig zu bewegt. Bitte nicht reinkommen! Kurze Verabschiedung vom Polizisten, damit meine ich auflagen mit einem nuscheligen »Wiederhören«. Jetzt wird es brenzlig. Ich haste mit einem einzigen Sprung zur Eingangstür und drehe den Schlüssel um. Sofort ducke ich mich zur Seite weg und verstecke mich hinter unserer Mustersicherheitstüre, die mit den 30 Schlössern, die allesamt Schrott sind, aber bei den Kunden mächtig Eindruck schindet. Die Türe, die auch beim Kriminalpolizeilichen Beratungsdienst steht. Ob es auch einen Kriminalpolizeilichen Zahn- oder Haarberatungsdienst gibt? Die Diskonter-Familie will tatsächlich ins Geschäft kommen. Ha! Ich wusste es! Die Mama um die dreissig, strähniges ultrafettes Haar, dunstiges Mumpsgesicht, fettleibige Birnenstatur, käseweiss, bekleidet mit einer Art Top, welches nur mit hauchdünnen Spagettiträgern gehalten wird (wie lange noch?) und Ockerfarbenen an den Innenseiten der mit Warzen übersäten Schenkel durchgewetzten Leggings, rüttelt an der Tür. Die arme Frau hat noch nie in ihrem Leben von der Erfindung des BHs oder sonstiger Unterwäsche gehört und das bei Doppel D mit

gewaltigen Hauttäschchen am Bauch und Unterbauch. Überall quillen Fettwülste oder Schweiss aus der fleckigen zerschlissenen Kleidung, abgesehen vom triefnassen dampfenden Achselurwald. Selbst ein einfacher Handwerker, wie ich es bin, hat ein angeborenes Gefühl für Ästhetik. Was nicht sein muss, muss nicht sein. Um die Frau herum tanzen sechs Kinder, ob sie noch mehr zu Hause hat? »Die haben zu, das darf es ja wohl nicht geben. Ich brauche doch den »Schlisseldienst« was soll ich den jetzt tun«? Die Hartz IV Mutti fängt lauthals zu weinen und zu flennen an, und das genau vor unserem Laden. Ich kauere hinter unserer Mustertür und warte sehnsüchtig bis die Grossfamilie wieder verschwindet, denn das Gekreische geht mir ordentlich auf die Nerven, ausserdem beginnt das Telefon zu läuten. Für Aussenstehende mag meine Handlung unsozial sein, das macht mir nichts aus, wenn andere so über mich denken. Ich weiss haargenau was ich tue, denn zweimal bin ich schon eingefahren mit den Ablauf-Wagen-Käufer-Familie, und habe gratis die Wohnung geöffnet. Das Beste daran ist, dass ihr Mann angesoffen zu Hause am Sofa liegt und schnarcht und ihr nicht öffnet! Das erste Mal dachte der potente Genverteiler ich wäre der Liebhaber seiner Frau und hat mir eine Bierdose nachgeworfen und mich sogar am Hinterkopf getroffen. Meine Freude war gross, dass es keine Flasche war. Wie kann dieser Leithengst von mir nur so etwas glauben? Er braucht keinerlei sexuelle Konkurrenz fürchten, die Dame gehört ihm ganz allein. Dem nicht genug, war ich blöd genug und habe aus reinem Mitleid nochmals aufgesperrt. Natürlich habe ich wieder kein Geld gesehen. Ich habe ihnen ja gesagt, wie ich bin (steht im Prolog). Das Telefon läutet weiter Sturm und ich kauere hier. Wenn ich nun meine Deckung aufgebe und aufstehe um abzuheben, kann mich die Horror-Mutti unter Umständen sehen, wenn

ich es nicht tue, versäume ich möglicherweise einen wichtigen Anruf. Ab und zu ruft doch noch Kundschaft an, die uns bezahlen. Zuggeben nicht oft, aber diesmal könnte es so sein. Ich muss es schaffen und versuchen ungesehen zum Telefon zu kommen. Wenn sie mich entdeckt, ist alles aus, das ist mir bewusst, dann muss ich wieder gratis aufsperrn. Ihr ins Gesicht zu sagen, dass ich ihr die Tür nicht öffne und sie draussen stehen lasse mit den weinenden schmutzigen Kindern, diesen Akt der Rohheit, nein den bringe ich nicht übers Herz. Was soll ich bloss tun? OK, volles Risiko. Ich springe auf und hechte in einen Satz hinter den Pult und greife von unten zum Hörer. Geschafft! Die Legginsmutti hat mich nicht gesehen und ihre sechs Wurstsemmel fressenden Kinder auch nicht. Unglaublich, wie man sich geistesgestört verhält in Notsituationen, dieser Art. »Schlüsseldienst« sage ich in leise in Hörer. »Wer spricht?« Der Anrufer konnte mich scheinbar nicht hören. »Schlüsseldienst« wiederhole ich, diesmal lauter, aber immer noch voller Angst von den Diskontis gehört zu werden. »Hallo, wer spricht bitte, ich kann Sie nicht verstehen, ich hör etwas schlecht. Sie müssen lauter sprechen.« Ich kann mein Unglück nicht glauben, muss ausgerechnet dieser Anrufer derisch sein. Einmal versuche ich noch mal und schreie beim Flüstern direkt in die kleinen Löcher. Den Hörer halte ich dabei direkt an meinen Mund und schirme die Umgebung mit der einer Hand ab. »SCHLÜSSELDIENST« »Schlüsseldienst? Oh Entschuldigung, falsche Nummer«, faselt der Anrufer und legt auf. Ich kann es nicht fassen. Eine Minute warte ich noch unterm Pult, dann ist die Luft vor der Türe rein und ich kann wieder aufsperrn. Kaum getan, kommt der nächste Kunde. »Ahhh, Ihr seid eh da. Da vorne hat eine Dame mit ein paar Kinderln gesagt, Ihr habt geschlossen. Auch mein Bekannter, der Brunner, hat gesagt, Ihr seid ja nie da!« Ruhig bleiben –

ruhig bleiben. Wieso sind wir nie da? Das war das erste Mal, dass ich das Geschäft für weniger als zwei Minuten geschlossen hatte. Wir haben IMMER geöffnet, jeden Tag, den ganzen Tag seit Jahrzehnten. »Ja, ja, Sie haben Glück, dass wer da ist«, lächle ich ihn falsch an. »Bin vor einer Minute aus Hawaii zurückgekommen.« »Na da haben Sie es aber sicher schön gehabt, haben die Neger dort auch so gutes Essen wie wir hier in Österreich?« Ich wusste gar nicht, dass in Hawaii Neger wohnen (Neger = schwarzer Mann, Anmerkung) und dass es in Österreich gute Essen gibt. Der Völkerkundler redet wieder weiter. »Aber jetzt was anderes, kannst mir den zweimal nachmachen?« sagt er und hält mir einen normalen Zylinderschlüssel unter die Nase. Um dies zu tun musste er sehr nahe auf mich zu gehen, was mich an und für sich schon stört, jedoch in diesem speziellen Fall fast bis zum Erbrechen anekelt. Muss dieses Individuum meinen Laden mit einer saftigen, brennheissen vor Fett triefenden, abgründief penetrant stinkenden Pizza-Käse-Leberkäsemmel betreten, sich meinem Gesicht auf wenige Zentimeter nähern und zu guter Letzt seine durch starkes Aufstossen freigegeben Magengase mir ins Gesicht blasen. Dazu schneidet er noch eine Robert De Niro ähnliche Grimasse, behält den öligen Leberkäsdampf noch eine Sekunde im aufgeblähten Mund, um ihn dann mit Hochdruck und gespitzten Lippen mir entgegen zu stossen. Warum werde ich dermassen gestraft? Warum ist ausgerechnet drei Geschäfte weiter ein Metzger in der Gasse? Ich hasse diesen Fleischhauer vorne an der Ecke und schliesse täglich in mein Gebet ein, Gott möge ihn endlich in den Konkurs führen. Mein Leben und das unserer Geschäftsnachbarn wäre um so vieles schöner. Aber nein, was ist? Alles sperrt zu, nur der Leichenhändler bleibt bestehen, seit 1921, wie er stolz auf seinem Portal stehen hat. Ich weiche energisch zurück, ringe

verzweifelt nach Luft und der Pizza-Käse-Fleischkäse-Fresser grinst süffisant und freut sich tierisch über seinen Erfolg. Jetzt schnapp ich mir den Schlüssel spanne in blitzschnell in die Maschine ein und fräse zwei Duplikate. »Macht zwölf Euro!« So schnell konnte der Typ gar nicht schauen. »Wieso zwei, ich wollte doch nur einen.« »Sie sagten zwei, oder wollen Sie vor Gericht gehen? Wir haben den ganzen Laden videoüberwacht und werden die Filme als Beweismittel dem hohen Gericht vorführen und holen bei dieser Gelegenheit gleich die Erlaubnis für Youtube.« Er setzt zum Streit an, hält jedoch kurz inne blickt sich im Laden um, und sieht die Hoffnungslosigkeit seiner Situation ein. Widerwillig knallt er zwölf Euro auf den Pult und verschwindet, hoffentlich für immer und ewig. Offensichtlich hatte er panische Angst vor einer Anzeige wegen Mordversuchs durch tothauchen und, dass die halbe Welt sehen kann, wie abartig pervers seine Veranlagungen sind. Die Geschäftstüre muss wahrscheinlich tagelang geöffnet bleiben um den fauligen Fleischgestank aus den Räumen rauszubringen. »Ring Ring« »Schlüsseldienst« sage wie üblich. »Hallo hier Hotel Harmonie, Japaneralarm.« »Ist gut, danke Herr Fözö«, antworte ich, ich komme dann!« »Bitte beeil dich einmal, der Japse ist diesmal im Bad und kann nicht raus.« »Ja klar, auf mich kannst du dich zu hundert Prozent verlassen.« Tom Fözö ist der frustrierte Tag und Nacht Concierge vom Harmonie, die haben nämlich nur einen. Er hat sich sein Leben geringfügig anders vorgestellt, das hat er mir einmal bei einem Umtrunk verraten, musste er nicht, es ist für jedermann ersichtlich. So ungefähr einmal im Monat ruft der ausgelaugte Hüter der Rezeption bei uns an. In ein Hotel fahre ich gerne arbeiten, ist für mich wie ein kleiner Urlaub, man wird halt genügsam. In diesem Hotel steigen überproportional viele Japaner ab und die Schlitzis haben

irgendein Problem mit den Schlössern. In Japan sperrt man zu, wenn man aufsperrt und umgekehrt. Die Szenen sind bei jedem meiner Einsätze dort annähernd gleich. Im Regelfall kniet ein Japaner vor der Hoteltür und grinst höflich, dazu dreht er den Zimmerschlüssel links-rechts. In halb englisch und halb deutsch lispelt der fernöstliche Gast dann offen-zu – open-zu – offen-closed und kann nicht in sein Zimmer. Ich kann es nicht verstehen, was daran so schwierig ist. Es ist, wie es ist. Einmal offen – einmal zu. Irgendwie funktionieren dort die Schlösser anders, hat mir der Tag-Nacht-rund-um-die-Uhr-Portier einmal verraten. Jedenfalls habe ich beschlossen irgendwann einmal nach Japan zu reisen und mir dort die Schlösser anzugucken, das steht 100 Prozent fest. Gehört zu meiner perfekten Lebensplanung einfach dazu. Hoffentlich kommt Rick bald, ich habe noch viel zu tun. Der nächste Kunde, der mit rotem Kopf in unseren kleinen Laden stürmt, macht es mir auch nicht leicht. Lautstark macht er seinen Ärger Luft. »Ihr seid ein Haufen Dilettanten, unfähige Vollidioten, nicht einmal einen einfachen Zylinderschlüssel könnt Ihr nachmachen, ich will mein Geld zurück. Der Schlüssel sperrt nicht Ihr Pfuscher!« Dazu knallt er den Flachschlüssel auf unseren Pult. Ich nehme den Missetäter kurz in die Hand um ihn zu begutachten, da fällt mir schon die Prägung ins Auge. »Schlüsseldienst Stircic` Illic` - Schuh und Schlüssel« Ha, das sind nicht wir! Hätte mich auch gewundert, Einen Schlüssel fräsen, das kriegen gerade noch hin. »Vielleicht sollten Sie dort hin gehen«, bitte ich den Mann und zeige auf die Prägung. Knallrot und noch wütender plärrt er mich an. »Kommen Sie mir nicht so, letzte Woche habe ich hier in diesem Geschäft diesen Schlüssel nachmachen lassen, und jetzt wollen Sie mich billig abfertigen. Aber nicht mit mir, Sie Lügner.« »Sie haben Recht, ich lüge wirklich des öfteren, aber nicht in Ihrem Fall,

da kann ich die Wahrheit sagen. Sie haben diesen Schlüssel bei der Konkurrenz anfertigen lassen, steht eindeutig hier drauf.« »Ihr seid`s eine richtige Bagage, seid`s wahrscheinlich neu hier in der Gegend, aber eines kann ich euch versprechen: Betrüger halten sich hier nicht!« Ich möchte nun endlich an meine Werkbank und die aufgeschobenen Reparaturen beginnen, die Zeit drängt. Nichts da, ein älterer Herr betritt den Laden. In einer Hand trägt er eine echte Rarität, ein 30 Jahre altes »Sackerl« der in Konkurs gegangen sozialistischen Kaufhauskette »Konsum« Zögerlich entnimmt er daraus ein in Zeitungspapier gehülltes Packet. Was mag wohl der Inhalt dieses geheimnisvollen Gewickle sein? Der heilige Kral, der Stein der Weisen, oder gar ein ausserirdisches Artefakt? Ich bin neugierig wie auf das Ende von Tatort. Immer wieder wechselt der Blick des Mannes zwischen mir und dem Gegenstand während er langsam und bedächtig Ecke um Ecke zurückschlägt. Der Kunde ist überzeugt ein wertvolles Juwel sein Eigen zu nennen, eingehüllt in einigen Blättern des Bezirksjournals. Endlich ist die Sicht frei. »Sind Sie ein guter Handwerker, ich meine beherrschen Sie Ihr Fach?« fragt mich der seriös wirkende Mann mit ernster honoriger Stimme. »Ich suche eine echte Koryphäe. Einen Mann der alten Handwerkskunst, denn in diesem Wunderwerk der Technik ist eine Feder gebrochen«, stellt der selbsternannte Schatzmeister fest. Der wertvolle Schatz entpuppt sich als 08/15 Zimmerschloss, welches zu Millionen in praktisch sämtlichen Zwischentüren des gesamten Universums verbaut ist. Ein kurzer Griff ins Regal vorbei an der noch immer wartenden Zigeunerin auf den riesigen Stapel und vor dem Mann liegt ein nigelnagelneues Einlassschloss. Kostenpunkt 5 Euro 50 Cent. Geschockt und enttäuscht gafft mich der Kuriositätensammler an »Können oder wollen Sie das

Schloss denn nicht reparieren? Ah! Jetzt verstehe ich, Sie wollen mir ein neues verkaufen, weil Sie ein riesen Geschäft machen wollen.« »Nein, das will ich wirklich nicht. Wenn ich das alte Klumpert reparierte, dauert das sicherlich 2 Arbeitsstunden. Sie müssen mit mindest 60 bis 70 Euro rechnen, so zahlen Sie 5,50 Euro und haben ein neues Trumm«, versuche ich den misstrauischen Mann aufzuklären. Das Telefon läutet und ich entschuldige mich bei dem Rentner mit seiner Rarität. »Schlüsseldienst« »Du suchen Lehrling?« »Nein tut mir leid, wir bilden keine Lehrlinge aus.« »Warum du sagen Nein? Bist du Rassist?« »Nein Schlossermeister« »Du bist Nazi ! tut - tut – tut«.

Ich widme mich wieder den älteren Herrn zu der völlig konsterniert auf sein Relikt der Wirtschaftswunderzeit blickt. »Sie sehen also, dass ich kein riesen Geschäft mache, wenn ich Ihnen ein neues Schloss verkaufe, ganz im Gegenteil.« Wieder läutet das Telefon, diesmal das andere (wir haben zwei Rufnummern) und ich entschuldige mich abermals. »Schlüsseldienst« »Du suchen Lehrling« Ah, der Vater des türkisch stämmigen Lernwilligen von eben. »Nein wir nehmen keine Lehrlinge auf, wir nehmen überhaupt niemanden auf, ausser Miss Bikini.« »Meine Sohn ist gute Miss Bikini, wo kann vorstellen?« »Hören Sie das war ein Scherz, wir nehmen keine Lehrlinge, wir suchen kein Personal, tut mir leid!« »Nazi! tut – tut – tut.« Aha, auch der Vater ist politisch bewandert. Der verblüffte Opa hat sich immer noch nicht gefangen, zu jäh wurde sein vermeintliches Barockjuwel entwertet. Das tut weh, und ich fühle mich schuldig. »Ich will das neue Fliesbandprodukt nicht, bitte reparieren Sie meines«, fleht er mich an. »Das ist aber sehr unvernünftig, das neue ist exakt das selbe Schloss wie Ihres, es wird seit 50 Jahren unverändert produziert. Und Sie sparen 60 Mäuse.« »Nein, ich glaube Ihnen nicht, Sie wollen nur ein

Geschäft machen!» Man soll niemanden zu seinem Glück zwingen. Ich verspreche ihm bis nächste Woche, das ist mein Standardversprechen, obwohl es sich noch nie eingehalten wurde. Wenn ich auf den Schlossberg auf meinem Arbeitsplatz blicke, wäre das Versprechen bis nächstes Jahrhundert angebrachter. Wo ist bloss mein Chef, was macht dieser Mann den halben Vormittag? Irgendwie kann ich ihn ja verstehen, dass er sich drückt, denn ich weiss, dass er nach 20 Jahren in der Branche eine echte Kundenphobie hat. Ich glaube, was heisst glauben, ich bin felsenfest überzeugt, dass er entweder im Park sitzt und Tauben füttert oder jeden Tag eine Sitzung beim Psychiater hat, wobei ich letzteres nicht annehme, weil die Kosten für professionelle akademische Hilfe die finanziellen Mittel eines Gewerbetreibenden um das vielfache übersteigt. Also bleibt ihm nur eines: Tagsüber Taubenfüttern und Abends eine Sitzung beim Schankpsychologen. Meine Analyse wird jäh unterbrochen, denn jetzt läuten beide Telefone gleichzeitig und eine Kundschaft betritt den Laden. Ich hebe das erste ab. »Schlüsseldienst einen Moment bitte, ich habe ein wichtiges Gespräch auf der anderen Leitung« dann hebe ich den anderen Hörer ab. »Schlüsseldienst, bitte was kann ich tun für Sie?« »Kommen Sie bitte schnell in die Lehargasse mein Bruder hat mich ausgesperrt.« »Ja« antworte ich, »dauert zirka eine halbe Stunde und kostet 55 Euro.« »Ist kein Problem, zahle ich gerne.« Unglaublich ein normaler Kunde! Er zahlt sogar gerne, heute ist mein Glückstag, denke ich mir und nehme den anderen Hörer. »Danke, dass Sie gewartet haben, was kann ich tun für Sie?« »Meister« tönt eine völlig verzweifelte und niedergeschmetterte Stimme aus dem Apparat. »Meister, bitte retten Sie uns. Wir wissen nicht was wir tun sollen. Da stehen die 50 Hochzeitgäste auf der Strasse und meiner einzigen Tochter, der Braut, ist die Tür

zugefallen. Sie kann sich nicht fertig ankleiden. Bitte, bitte, bitte kommen Sie so schnell es geht, am Besten sofort und retten uns, sonst platzt die Hochzeit. Das ist doch der schönste Tag im Leben meiner Tochter. Wir haben alles so sorgfältig bis ins kleinste Detail geplant, sogar aus dem Ausland sind Gäste gekommen, und jetzt das. Wir sind so verzweifelt.« Die letzten Worten sind kaum noch zu verstehen, ein solches herzerreissendes Geflenne und Geheule habe ich noch nie gehört. Die Dame bringt mit ihrem Gesülze sogar ein Glasauge zum heulen. Eines steht fest: Das ist ein echter Notfall! Der in notgeratenen Hochzeitsgesellschaft muss geholfen werden, und zwar sofort. Ein Handwerker mit Ehre, wie ich es bin, hilft sofort. Ich werde schneller sein als die Feuerwehr, gut das ist nicht schwer, also beschliesse ich doppelt so schnell wie die Feuerwehr zu sein. »Gnädige Frau, Sie können sich beruhigen, ich werde Ihre Feier retten, das ist doch selbstverständlich. So ein einzigartiger Anlass hat absolute Priorität für den Schlüsseldienst.« »Danke, Meister, Vergelt's Gott! Bitte lassen Sie uns nicht im Stich, Sie sind ein guter Mensch, Sie sind natürlich eingeladen bei der Hochzeit, Sie können bleiben so lange Sie wollen, Heul heul - flenn flenn.« Sie presst gerade noch die Adresse raus, dann weint sie so stark, dass bei mir die Tränen aus dem Hörer fliesen. Rick kommt diesen Moment bei der Ladentüre herein und ich kann loszischen. Er setzt an und möchte einige Worte wechseln, kommt jedoch nicht weit. »Keine Zeit«, rufe ich ihm noch zu, »ich habe einen echten Notfall, Tschüss!« Ich nehme die Beine unter die Arme und renne zu meinem Gerwerblerporsche. Damit ist der Vormittag verplant. Hochzeit – Bruder retten – Polizisten unterstützen – war da nicht noch was? Wenn die Hochzeitsgäste lustig sind und ich tatsächlich eingeladen bin, mache ich noch schnell die zwei

Einsätze danach, und bin am frühen Nachmittag wieder bei der Feier dabei, auch wenn es Fremde sind und mich das Ganze nichts angeht. Das macht nichts, irgendwann muss man sich ja kennen lernen. Eingeladen ist eingeladen, da fährt die Eisenbahn drüber. Die Heulsuse, die Mutter der Braut, hat mir versprochen, dass ich bleiben und mitfeiern darf. Meinen Chef erzähle ich irgendeine doofe Ausrede, um mich abzuseilen, ich bin ja sonst eh immer da! Yuhuuu! Ich freue mich wie ein Nackter auf ein Gewand. Rick läuft aus dem Geschäft raus und winkt mir zu. Ich kurble quietschend mein Fenster runter und frage was es gibt. »Irgendein Typ aus der Lehargasse hat gerade angerufen, es hat sich erledigt. Sein Bruder ist wieder da.« »Ist gut dann weiss ich Bescheid, danke Rick!« »Ah, noch was Kollege, was ist mit der Zigeunerin, die da bei uns herumsteht?« »Keine Ahnung! Die ausgeflippte Braut ist in der Früh gekommen und will sich unsere Regale anschauen«, antworte ich. »Bei uns umsehen? In unseren Regalen? Wir haben doch nur eines, und auf diesen liegt doch nur unbrauchbares Zeug drauf!«, meint Rick verwundert. »Lass Sie schauen!« Jipphiii, nur mehr die Aufsperrung mit der Polizei und dann geht es ab zum Feiern. Lichtgeschwindigkeit zu meinem Tempo zu sagen ist untertrieben, so trete ich den alten Renault. In kürzester Zeit treffe ich am Ort des Geschehens ein und zu meinem Erstaunen sehe keine Braut, keine Bräutigam oder sonst irgendeine Person vor dem vermeintlichen Haus stehen. Wo sind die 50 Hochzeitsgäste frage ich mich. Wo ist die Anruferin? Wo ist überhaupt irgendwer? »Hallo, Schlüsseldienst!« werde ich von einer nahezu ausgestorbenen Raucherstimme gerufen, eine Stimme wie sie »früher« von Lungen- und Kehlkopfkarzinom befallene Trafikanten hatten. Ich suche verzweifelt die dazu passende Person, kann sie aber nicht finden. »Hallo Schlüsseldienst, hier bin ich!« Wieder

diese Raucherstimme. Ich blicke mich wieder um und sehe nur eine dickliche Frau mittleren Alters mit tiefend fetten zurückgekämmten und am Kopf angeklatschten grauen Haaren, eine Frisur wie ich es von männlichen Beamten gewohnt bin, gekleidet in einer abwaschbaren, Polyester Kleiderschürze mit blauen Blümchenmuster, Modell DDR 1975. Unter dem Plastikmantel zeichnen sich deutlich mehrere voluminöse Schwimmreifen ab mit einer schweren Tendenz zum Doppelparsch, auch Satteltascheneffekt genannt. Zu allem Überfluss sind die unteren Knöpfe der Bauernballonseide abgerissen und dieser aufklaffende Missstand übt auf meine Augen einen magischen Zwang zum starren und unbändigen Hinglotzen aus. Nichts kann das pure Grauen verhindern, kein Zwinkern rettet mich, ich blicke direkt in die Hölle. Diese apokalyptischen Eindrücke will ich jedoch gerne für mich behalten. Eine Schilderung des Erlebten würde das nackte Entsetzen garantiert noch mal in mir aufleben lassen und mit 99,99 Prozent Wahrscheinlichkeit eine Wiederholung meiner momentan verkapselten lebensbedrohenden Psychose hervorrufen, eine klinische Psychose, die im Anschluss auf die Aufarbeitung in einer geschlossen Anstalt in eine endogene Depression gemündet ist. Eine Ausheilung ist nach Meinung verschiedener Spezialisten definitiv niemals wieder möglich, mir bleibt nur ein Leben mit dem Traumata. Nur eines vermag ich zu hier zu schreiben. Keine Nylonstrümpfe und keine Wollstrumpfhose oder anders gearteter Sichtschutz haben mein Augenlicht geschont. Die Dame mit der ländlichen ärmellosen Arbeitskleidung winkt mir nun mit enorm weit flatternden Feldermausarmen. Ich laufe die paar Schritte zu ihr und keuche ein wenig. »Grüss Gott, jetzt sagen Sie aber nichts mehr, so schnell wie ich war. Wo sind die Gäste, wo ist die Braut?« Was jetzt kommt ist an Dreistigkeit

nicht mehr zu überbieten. »Junger Mann«, sagt die in Dralon gehüllte Nikotinsüchtige lachend, »ich hab ein bisschen geschwindelt. Es gibt keine Hochzeit. Das habe ich nur erfunden, dass Sie schneller kommen. Und? Und gewirkt hat es! Schnell waren's da!« 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Ich zähle, ich atme sehr tief in Bauch und sprechen mir vor: Ich bin vollkommen ruhig. Ich bin vollkommen ruhig. Ich nehme mich zusammen, lebenslang im Knast zu sitzen zahlt sich nicht wirklich aus »Das ist aber ein guter Trick! Sie sind sehr gerissen, wo ist die Wohnung.« Vielleicht kann ich in 20 – 25 Jahren über diese Frau, die aussieht wie ihr Charakter, lachen. Im Moment möchte ich meine 55 Euro und eine Gehirnwäsche. Warum hat mein Hirn keine Reset-Taste wie mein PC. Ich würde genau jetzt drücken. Nach diesem Erlebnis mache ich mich völlig frustriert auf den Weg zu den Polizisten, das geht sich zeitmässig gut aus. Rick ruft mich am Handy an und fragt mich ob ich Zeit hätte, der Typ aus der Lehargasse angerufen, sein Bruder hat ihn wieder ausgesperrt er braucht uns doch.

»Ja eine halbe Stunde habe ich noch übrig, dann muss ich für den Staatsapparat schufteln.«

»Wann kommt der Chef?« will Rick wissen.

»Keine Ahnung, hat er nicht gesagt!«

»Sitzt er schon wieder im Park, Ha, ha?«

»Wahrscheinlich, einmal erwischen wir ihn. Ha, ha! Tschüss.«

Wenigstens ein bisschen Spass nach der Hochzeitslüge. Mit Rick verstehe ich mich am Besten, er ist auch Schlossermeister und genauso dumm wie ich. Wir sind beide unfähig aus unserem Leben was zu machen. Fachlich brillant aber im Hirn herrscht Ebbe. Eine Minute vor der Lehargasse meldet sich Rick wieder. »Die Lehargasse hat sich gerade wieder gemeldet. Sein Bruder hat ihm aufgemacht. Du kannst

umdrehen.« Das Storno macht mir nichts aus, wäre sowieso knapp geworden. Ich bin gespannt, wie die Aufsperrung mit der Kriminalpolizei werden wird und mach mich auf den Weg. Ich treffe am Ort der Amtshandlung ein und glaube zu träumen. Vor dem Haus stehen zwei Männer, 70iger Jahren Frisur und mächtigen Oberlippenbärten mit bunten Hawaii-Hemden, kariertes Sakko, hellblaue Stoffhosen und Schuhe, die sich niemals abnutzen, Marke »Never-treting-ab«. Ich muss lauthals lachen, als ich die beiden Typen sehe. Der grössere, der Mann mit dem roten Hawaii-Hemd, greift in seine Hosentasche und streckt mir ein rundes glänzendes Abzeichen mit Bundesadler entgegen und macht Meldung. »Kriminalpolizei, Inspektor Prammer Guten Tag, das ist Inspektor Gundler (oder so ähnlich), sind Sie der fernmündlich beauftragte Öffnungstechniker?« »Ja Tag, das bin ich, sogar pünktlich!« Kein Lachen oder Schmunzeln kommt über das versteinerte mimiklose Gesicht der eisernen Männer, na ja die haben es halt auch schwer. Die Kriminalpolizei hat ja unheimlich viel zu tun in unserer Stadt, immerhin müssen 25000 Polizisten drei Zeitungsdiebe ausforschen und das jedes Jahr! »Darf ich Sie was fragen, Herr Inspektor?« »Selbstverständlich!« Soll man das sehen, dass Ihr Polizisten seid?« Die eiserne Mine der Bullen verschwindet. Geschafft! Eine Emotion bei einem Staatsdiener hervorzurufen ist schwierig und gelingt nur echten Komikern. Der aus der Fassung gebrachte Prammer versucht sich zu verteidigen. »Nein, natürlich nicht. Wir geben uns sehr Mühe nicht erkannt zu werden, deshalb kleiden und verhalten wir uns völlig unauffällig.« »An den Feinheiten müssen Sie noch ein klitzekleines Bisschen feilen.« Ich muss mich aufs äusserste Zusammenreissen um nicht rauszuplatzen. Die Aktion muss ich Rick erzählen.

»Um was geht es da eigentlich, was hat der Typ ausgefressen? Darf ich das wissen, oder ist das geheim?« frage ich mit etwas Sarkasmus in der Stimme.

»Nein, das ist nicht geheim. Das dürfen Sie ruhig wissen. Der Delinquent hat eine Verkehrsstrafe nicht bezahlt, jetzt wird er arrestiert und muss er eine mehrwöchige Ersatzfreiheitsstrafe im Polizeigefangenhause antreten.«

Klingt gerecht, denke ich mir. Die Wohnung liegt im ersten Stock. Prammer klopft mit Hilfe einer Münze an die Tür, um seine zarten Knöchel zu schonen. Stille. Muss genau jetzt mein Handy klingeln? Ich entschuldige mich und habe Rick am Hörer. »Du Alter, der Idiot aus der Lehargasse hat uns doch wieder bestellt, sein Bruder hat ihn wieder rausgeschmissen, oder so ähnlich.« »Weiss der Dodel bald was er will, ich« Ich will weitersprechen, aber die folgenden Ereignisse hindern mich daran. Durch den Spion lugt ein Auge. Es ist weit aufgerissen und blickt uns abwechselnd an. Das Auge verschwindet und ein Bruchteil von einer Sekunde später ist ein fürchterlicher Kracher zu vernehmen. Brechendes Glas und splitterndes Holz, oder umgekehrt. Im Anschluss ein lauter Brüller und ein dumpfer Pumperer (Aufschlag). Prammer schaut seinen Kollegen an und meint lapidar. »Ich glaube, der Klient hat sich der Amtshandlung entzogen und ist aus dem Fenster g`sprungen, rücken wir ab.« Ich gehe als letzter und es gelingt mir eine Visitenkarte in Tür zu stecken. Ich denke mir, wenn der Schwerverbrecher tatsächlich aus Angst gesprungen ist, hat er garantiert nicht den Schlüssel mitgenommen. Er braucht dann sicherlich einen Aufsperrdienst. Das nennt sich Direkt-Marketing für Schlüsseldienste. Der Mann liegt am Gehsteig und schreit wie am Spiess, die Polizisten telefonieren, wahrscheinlich rufen sie Rettung. »Mich braucht Ihr ja nicht mehr, Rechnung für die Intervention geht ans

Innenministerium«, rufe ich dem Mann mit dem blauen Hawaiihemd zu winke mit einer Hand und wähle Ricks Nummer. »Ich fahre zu jetzt zu dem Vogel in die Lehargasse und melde mich dann.« »Warte Kollege, da war gerade eine da, die wollte eine Kette montiert haben, ich habe ihr gesagt, du kannst das sofort machen. Sie hätte es sonst nicht gewollt.« Das ist die fünfte Kette diese Woche die montiere, wundere ich mich. Wahrscheinlich war Aktenzeichen XY im Fernsehen, da haben die Leute immer fürchterliche Angst nachher. So beschliesse ich noch vor der Lehargasse die Montage zu tätigen und röhre zur Adresse. Ich schnapp die mir die Kette aus der kleinen Kiste, die immer im Auto liegt und zehn Minuten später ist das filigrane Klumpert an der Tür mir drei hauchdünnen Schraubchen befestigt. Die Oma strahlt wie ein Kind vorm Christbaum. »Junger Mann, ist das eine gute Kette?« »Das ist die beste Kette, die wir im Sortiment haben.« Ich spreche die reine Wahrheit, denn wir haben nur die eine.

»Kann jetzt wirklich kein Einbrecher mehr in meine Wohnung? Ich habe solche Angst!«

»Ich kenne keinen Einbrecher, der es jemals geschafft hat diese Sicherungsvorrichtung zu knacken!« Ich spreche wiederum die reine Wahrheit, denn ich kenne wirklich keinen Einbrecher, ehrlich nicht. Ich kassier 70 Euro und freue mich, dass Oma zufrieden ist. Gar nicht leicht heutzutage als Handwerker den Kunden zufrieden zustellen. Ich mache mich auf den Weg in die Lehargasse zu dem seltsamen Brüderpaar. Irgendwas wichtiges sollte ich noch tun, verdammt was war das? Mein Kollege informiert mich erneut. »Storno! Lehargasse ist storniert.« »Danke Rick, der Bruderzwist wird enden wie Kain und Abel, macht nichts, dann gehe ich kurz auf einen Kaffee auf die Tankstelle zu Sigi, ich fühle mich plötzlich irgendwie schlapp, ich bin ja nicht weit weg.« Als

ich einbiege zur Tankstelle kommt mir der dürre Prolet mit dem mächtigen BMW von heute morgen entgegen. Es braucht eine Weile bis ich wieder erkenne. Er sieht völlig verändert aus, denn plötzlich sitzen seine Augen übereinander und nicht nebeneinander wie bei normalen Menschen. Wieso hat sich der Überprolet so verändert? Etwas konsterniert durch den Anblick der vertikalen Augenachse, denke ich über den Grund dieser Mutation nach, bis ich eine schlüssige Erklärung finde. Er sitzt wie ein Idiot in seiner Schaukel! Aus Platzmangel nach oben hin muss »Jack in the Box« seinen Kopf stark zur Seite neigen und auf die rechte Schulter legen. In dieser etwas verspannten Körperhaltung lenkt er sein Kraftfahrzeug, das ist ein echter Beitrag zur Verkehrssicherheit. Dieses deutsche Auto ist eben, wie ich richtig vermutet habe, den baumlangen Kerl viel zu klein. Klug ist er ebenfalls, weil er mir die 20 Euro nicht gegönnt hat, dafür musste er nur sechs Stunden warten bis der Pannnonkel die Kutsche aufgekriegt hat. Im Vorbeifahren sehe ich im Augenwinkel, dass die hintere kleine Dreieckscheibe verklebt ist. Offensichtlich beherrscht der Pannendienst den »Handgriff« doch nicht so gut wie wir »Pfuscher«. Tierische Schadenfreude und unbändige Genugtuung vernebeln mein Bewusstsein, ich genieße dieses Gefühl. Zu einer richtigen Kaffeepause komme ich wieder nicht, da mein Handy pausenlos zu läuten anfängt. Die Ursache kenne ich auch. Mein Chef ist von seinem täglichen Depressionsrunderl zurückgekommen und hat Rick auf Montage geschickt. Er aktiviert dann die Anrufumleitung, denn ein einziges Telefonat mit einem typischen Schlüsseldienstkunden würde ihn in den »sofortigen Suizid« treiben. Wir Angestellte nehmen dem ausgebrannten steinalten Mann (Er ist gerade mal 39) gerne das telefonieren ab, gerne nicht aber was sollen wir tun? Wir sind schon froh,

wenn der ausgepowerte Zittergreis es schafft im Geschäft mit seinem senilen Dauerlächeln die Ladenkundschaft halbwegs anzugrinsen. Von Bedienen oder zufrieden stellen ist seit längerem keine Rede. Wir lassen ihn nur mehr ungern allein. Um die Kunden zu beruhigen haben wir einmal einen Sticker mit der Aufschrift »Behindertenfreundliches Unternehmen« gebastelt und unseren Alten an die Brust gesteckt. Er fand das gut, weil die Leute auf einmal so »verständnisvoll« waren.

»Heute ist wieder so ein Tag, du weisst schon was für einer, ein Tag der angenehmen Mitmenschen«, sage ich im rausgehen noch zu Sigi, an meinem klebrigen Sudkaffee nippend, welcher jetzt verdammt nach Gemüsesuppe schmeckt. Das sollte sich bei meinem nächsten Auftrag noch mehr unter Beweis stellen. Ab in die Reihenhaussiedlung am Stadtrand. Bevor ich dieses kleine Paradies erreiche ist ein junger Bursch am Apparat und bittet mich, ob ich schnellsten zu ihm kommen könnte. Ihm sei lediglich die Tür zugefallen, das kann keine Hexerei sein. Schnell deswegen, denn seine Eltern kommen bald zurück und er will sich die Belehrungen ersparen. Ich frage nach der Adresse, passt! Ist nur ein geringfügiger Umweg für mich, maximal 15 Minuten. Der Reihenhaufamilie macht meine kleine Verspätung garantiert nichts aus, Vati sagte, sie dürfen beim freundlichen Nachbarn warten (als ob es so was gäbe). Ich beschliesse, den jungen Mann einzuschieben und diese zur vereinbarten Adresse. Niemand wartet. Ich sehe mich um, laufe im Kreis, durchsuche das ganze Stiegenhaus, läute bei der Wohnung, und mache einen Kontrollgang in die Nachbarhäuser. Manche Kunden warten in den Nebestiegen, warum die Leute das machen, das habe ich noch nicht herausgefunden. Dieses Verhalten ist mir und allen meinen Kollegen ein Rätsel. Niemand ist zu finden. Etwas frustig stelle ich mein Werkzeugkoffer wieder in mein Rennauto und schlage die

Richtung Reihenhaussiedlung ein. 10 Minuten später, ich bin nicht mehr weit vom nächsten Ziel, meldet sich der Bursch erneut, wie lange es noch dauert, und ob ich schon auf dem Weg bin. »Ob ich schon auf dem Weg bin?« frage ich ihn. »Ich war schon bei Ihnen und bin wieder fort!« »Das ist dumm, ich war nur ganz kurz im Supermarkt ein Getränk für Sie zu holen, da muss ich Sie versäumt habe, was tun wir jetzt?« gibt der Bursch verzweifelt von sich. »Ist kein Problem, ich drehe um« »Super! Ich warte da!« antwortet der junge Mann dankbar. Es wiederholt sich das selbe Schauspiel. Kein Mensch wartet bei der vereinbarten Adresse. Suchen, suchen und wieder fahren. Minuten später erneut der Anruf des Burschen. Beim vierten Mal, unglaublich wie dumm und leichtgläubig ich bin, blicke ich mich noch genauer um, und entdecke zwei jungen Burschen hinter einem offenen Fenster zurückzucken. »Ihr zwei seid auch nicht ganz dicht!« rufe ich hinauf. Einer der Burschen beugt sich über die Brüstung. »Kann schon sein, aber wir haben einen riesen Spass! Wir haben gewettet, wie oft du Idiot noch kommst, Ha, Ha, Ha!« Verdammt! Die zwei Spassvögel haben mich reingelegt. Fast eine dreivierteil Stunde bin ich hin und hergefahren. Das gibt es immer wieder. Früher hätte ich mich grün und blau geärgert, mittlerweile gehören Scherzkeks zum Alltag und ausserdem haben die beiden nicht ganz unrecht mit dem Idioten. Nun aber schnell zu den Reihenhauspießbürgern. Alles ist in der Siedlung gleich, die Häuser, die Autos, und Menschen. Mein Kunde ist da keine Ausnahme. Hornbrille, keine Haarfarbe, Hosenträger, selbstverständlich kirchlich verheiratet mit einem kitteltragenden fruchtbaren und gebeneideten Weib mit haselnussartigen Knopfaugerln. Zwei entzückende Kinderlein, eines mit Röckchen und gestochenen Ohren, das andere standesgemäss in Kinderanzug mit Pullunder und

Krawatte gepfercht, spielen schweigend und leichenhaft um einen abbezahlten Grossraum-Pampersbombers hübsch beklebt mit »BABY AN BOARD« und dem obligaten »FISCH« Aufklebern. Der weisse Lattenzaun am Rand der saftigen Miniaturgrünfläche grenzt das schmucke Heim der bürgerlich konservativen Christen von der rundum verkommenen Umwelt ab. Hier an diesem Ort, ist die Welt noch in Ordnung, hier kann man sterben und das eine Leben lang. Eine massive, extrem schwere Sicherheitstüre stellt sich der Verbrecherwelt entgegen und mich vor gewaltige Probleme. Die wertvolle Musterfamilie will ja geschützt und sicher leben. Ein Nachbar hat mich bereits aufgeklärt, dass er selbst vor einer Woche ausgesperrt war und der beauftragte Schlüsseldienst erst nach mehreren Stunden schweisstreibender Schwerarbeit mit Trennscheibe und Bohrmaschine die Türe öffnen konnte. Beschlag, Sicherheitsschloss, Zylinder und sämtliche Schlüssel mussten erneuert werden und ausserdem war die halbe Tür zerschrammt. Kostenpunkt über 700 Euro. Jetzt ist mein ganzes Können gefragt. Die schwere Schufterei will ich mir ersparen, ich arbeite nämlich nicht gerne körperlich. So zücke ich mein Sondensperrwerkzeug und beginne wie ein FBI Agent in einem US-Thriller die sündhafteure Sicherheitstüre der Vorzeigespiesser mit professioneller Präzision und voller Konzentration zu entsperren. Einmal werde ich jäh unterbrochen, verdammtes Handy. »Du suchst Lehrling?« »Ja, wir suchen Schlosserlehrlinge«, sage ich und gebe ihm die Adresse der verhassten Konkurrenz und einen Vorstellungstermin, mit den Hinweis er solle die ganze Familie und eine Kleinigkeit zu Essen mitnehmen und sich vom Chef unter keinen Umständen abwimmeln lassen. Auch ich brauch Spass, dann geht`s wieder weiter mit der Arbeit. 15 Minuten später höre ich die unverwechselbaren

Klackgeräusche und die stahlummantelte Panzertür schwingt auf. Eine geniale Meisterleistung meinerseits, ich muss mich selber loben! Knopfaugerl huscht ohne Worte und ohne mich eines Blickes zu würdigen ins Haus. Daddy greift in demonstrativ in die Innentasche seines kleinkarierten Sakkos mit Ellenbogenschutz und fragt was er schuldig sei. »Siebzig Euro!« sage ich selbstbewusst und freundlich lächelnd zu dem Oberhaupt der Familie. Ich bin überzeugt, dass er mir vor Dank um den Hals fällt und mich mit 10 Euro Trinkgeld belohnt für meine ausserordentliche Spitzenleistung. »Siebzig Euro?« wiederholt »Mister Kleider Bauer« aggressiv. »Sind sie nicht ganz bei Trost? Für die paar Minuten sollen wir jetzt 70 Euro zahlen. Sie sind ein Verbrecher, sonst nichts.« Ich bin sprachlos und das will was heissen. Mit halb offenen Mund stehe ich wie versteinert vor Papa und höre wie im Rausch den Belehrungen zu. »Bei meinem Nachbarn war ebenfalls vor kurzem der Schlüsseldienst, der hat jedoch drei Stunden gearbeitet. Der Mann hat sein Geld verdient. Sie sind ein elendiger Betrüger. Für die viertel Stunde knien und Rumgestochere im Schloss wollen Sie ernsthaft 70 Euro?« Langsam fange ich mich und versuche zu argumentieren. »Ihr Nachbar musste sämtliche Schlösser erneuern und bekam ein Rechnung von mehr als 700 Euro! Sie hingegen zahlen nur ein Zehntel und nichts aber absolut nichts wurde beschädigt. Sehen Sie sich doch die Tür Ihres Nachbarn an, die ist völlig hinüber mit Pfuschergrafitti (Kratzer)!« »Plustern Sie sich nicht auf, Sie grossmauliger Hobbyschlosser. Von der Arbeitszeit her war die Rechnung Ihres Kollegen vollkommen in Ordnung und absolut gerechtfertigt. Sie jedoch waren zu faul um ehrlich zu arbeiten, auf Grund dessen haben Sie irgendwelche Fernsehtricks angewendet um sich vor der Arbeit zu drücken, Sie Nichtsnutz!« Plötzlich wird der Familienvater laut wie ein startender Kampfjet.

»Wissen Sie was, Sie stumpfsinniger Hilfsarbeiter? Ich gebe Ihnen die unverdienten 70 Euro und zahle die Faktura unter Vorbehalt, Sie Faulpelz. Ich bin pragmatisierter Beamter in der Wirtschaftskammer und werde Ihren Fall vor das Arbeitsgericht bringen. Ein Ausschluss aus Ihres Betriebs aus Ihrer Innung ist garantiert. Sie verdienen ja mehr als ich, und haben nicht einmal Maturaniveau. So geht das nicht, hier herrscht Bildungsprivileg« Ich äffe den Schlaumeier nach und verstelle dabei meine Stimme. »Sie verdienen ja mehr als ich – Sie verdienen ja mehr als ich.« Die Antwort gebe mir gleich darauf selbst. »Na dann werde ich auch mehr können als du, du Geistesblitz!« Sogleich schnapp ich mir die Kohle und verschwinde geladen und gleichzeitig deprimiert. Er alteriert sich fort und fort und ich höre seine Stimme noch bis zum Auto und auch nachher noch im Geist weiterhallen. »Tz Tz, 70 Euro für 15 Minuten, das sind 280 Euro Stundenlohn, ungerechtfertigte Bereicherung, Wucherer, Verbrechergesindel und das in Österreich, bla, bla, bla...!« Ich ärgere mich über meine Blödheit und über mein fachliches Können, wäre der Zustand kontrovers, hätte ich nun 700 Euro und einen zufriedenen Kunden. So habe ich 70 Euro und einen unzufriedenen Kunden, da soll sich einer auskennen?

Wenn ich mich beeile schaffe ich es noch ins magistratische Bezirksamt für Parkraumbewirtschaftung, denn ich benötige eine 12 Stunden Parkkarte für Freitag, da müssen Alex und ich eine extra schwere Sicherheitstüre montieren. (450 Kilo und das zu zweit). Das dauert mehrere Stunden und ich kann doch nicht jede halbe Stunde zum Auto laufen und den Parkschein erneuern. Die Montage der Monstertüre muss unbedingt vor dem Wochenende abgeschlossen sein, denn Sonntag ist Marathon, der Wettbewerb der vor Gesundheit

strotzenden Frühpensionisten, und da wird die Strasse schon am Freitag Abend gesperrt.

Nach einer halben Stunde endloser Wartezeit auf dem trostlosen Behördengang, in der nichts, aber auch absolut nichts geschieht droht mir der Kragen zu platzen. Es liegt daran, dass ich heute noch nichts gegessen habe und überall stehen diese stinkenden plattlvollen ehemaligen Konservendosen herum, die nun als preisgünstige Aschenbecher dienen. Ausserdem warten zwei Kunden auf meine Hilfe. Ich beschliesse mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und wage es ohne Aufruf ins Amtszimmer mit dem Türschild »Hofrat Kutscherer« einzutreten. In dieser 200 Quadratmeter grosser Amtstube sitzen zwei Personen. Der riesige Raum ist rundherum mit dunklem feinst verzierten Holz ausgetäfelt und hat eine mächtige, abgesenkte Kassettendecke, ebenfalls aus schwerem Holz. Schwere dichte Vorhänge verhindern das Eindringen jeglichen Sonnenlichts durch die handbemalten Butzenscheiben. Ein angenehmes Licht geht von der indirekten Beleuchtung aus. Die Atmosphäre ähnelt einer britischen Bibliothek der Upperclass. Dominiert wird der Königsaal durch einen mehreren Meter langen gigantischen Schreibtisch mit zehn Zentimeter starken Mahagoniplatte. Dahinter residiert auf einer Art Thron ein etwa 50 Jahre alter grauhaariger Mann im Nadelstreif. Ich bewege mich langsam und unsicher auf knarrenden Parkett auf den hohen Beamten zu. Der Weg ist lange... Auf der Tropenholzaufgabe befindet sich nur ein antiker goldfarbener Telefonapparat mit Perlmuthörer und ein einziges weisses Blatt Papier. Im rechten Winkel aber weit abseits des kaiserlichen Hofrates hockt in fast völliger Dunkelheit mit dem Gesicht zur Wand ein etwas in die Jahre gekommene überwutzeltes Mauerblümchen mit ausgeprägtem Rollbuckel auf einem antiquarischen

Holzstuhl vor einem winzigen, äusserst niedrigen einfachen ungehobelten Fichtenholz Tischchen. Die Hände hält sie kampfbereit vor einen mechanischen Remington – Schreibmaschine aus der Zwischenkriegszeit. In diesem riesigen Amtszimmer befindet sich nur noch ein kleiner blecherner Ablagetisch, auf dem jedoch nichts abgelegt ist, sonst ist der Raum gähnend leer. Der Spitzenbeamte sitzt vor einem weissen Blatt Papier und blickt total perplex und entrüstet auf, da fällt mir ein Lied ein, Sie kennen es sicher... »Bitte?« fragt der Diener des Kaisers mit einer glasklaren Opernsänger Stimme in der Baritonlage. Mir weht der Geruch seines Mundes und der Monarchie streng entgegen. Er ist stocksauer obgleich dieser ungebührlichen Störung und sieht mich mit so einer halb-halb Lesebrille an. »Guten Tag, Herr Kutscherer, ich brauche eine Parkkarte für Freitag. Bin ich da richtig?« »Was erlauben Sie sich, hier ohne Termin hereinzuplatzen, Sie impertinenter Störenfried, sehen Sie sich nicht, dass ich schwer beschäftigt bin, ich schufte?« schmettert mich seine honorige Stimme nieder.

»Ich wollte ja nur....«

»Unterlassen Sie Ihre Präpotenz!« donnert er mir entrüstet entgegen.

»Aber...«

»Hören Sie auf zu opponieren«, setzt sich der Staatsbürgerkundeunterricht des Monarchen fort.

»Im Übrigen sind Sie hier falsch. Parkkarten bekommen Sie im Rathaus. Guten Tag!«

»Danke für die Auskunft, Sie haben mir sehr geholfen«, sage ich trotzdem freundlich und ärgere mich über die verlorene halbe Stunde. Der verschimmelte Amtsschimmel hätte mich bis am Abend sitzen lassen, denn er ist ja nicht zuständig. Ich glaube, der ist für überhaupt nichts zuständig, ausgenommen seiner 22 Monatsgehälter, ausbezahlt in Golddukaten und

Gulden. Bevor ich ins Rathaus fahre möchte ich die zwei Aufsperrungen tätigen und eine Kleinigkeit essen. Mein Telefon läutet ununterbrochen und ich hoffe, dass Rick bald wieder im Laden ist und unseren senilen Chef ablöst.

Ich läute beim Schild mit der Aufschrift »Gräfin«. »Hochparterre Tür 2« spricht die Nasalstimme aus der Gegensprechanlage »Summmm«

»Danke!«

Das wird ein 5 Minuten Job, ist ja nur eine Zwischentür. Ein Grand Dame in Samt und Seide gehüllt wie eine Operndiva öffnet mir die protzige Altbauwohnung. Ich staune nicht schlecht. Die Räume sind völlig überladen mit kunstvollen Stuck und Goldornamenten, griechischen Säulen und was weiss ich noch alles, was es Kitsch und Kunst zu kaufen gibt. Sieht aus wie der römisch-griechische Saunaraum im Swingerclub, in dem ich letzte Woche eine ganze Gruppe von Perverslingen aus einer dummen Misere gerettet habe. Stundenlang musste ich stählerne Handschellen, gusseiserne Keuschheitsgürtel und sämtliche Arten mittelalterliche Foltergeräte aufsperrn, weil der zuständige Maskenmann einen Herzkasperl erlitten hat und das Geheimnis des Schlüsselverstecks mit zu seinem Schöpfer genommen hat. Die diensthabende Reserve-Domina war ebenfalls verschwunden. Es stellt sich heraus, dass sie in Panik und aus Angst vor den Konsequenzen ins Nachbarpuff geflüchtet ist. Jedenfalls erinnert mich diese Wohnung an dieses Etablissement. Vor einem stark mit Schnitzerein und Silberbeschlägen verziertem Holztor endet die Führung. »Hier ist die Tür, bitte sperren Sie mir auf«, näselt mich die Gräfin an.

»Haben Sie einen Reserveschlüssel, oder soll ich gleich das Schloss austauschen? Sie bekommen dann gleich zwei neue

Schlüssel, kostet kein Eckhaus!« frage ich die Nachbarin – Maria Callas.

»Ja bitte, das wäre nett. Diesen elendigen Scheisskerl geben Sie aber keinen Schlüssel!«

Mich reisst es. Ich erschrecke fürchterlich. Was hat die Dame gesagt? Habe ich richtig gehört? Habe mich sicher verhöhrt. Erst jetzt sehe ich, dass uns ein äusserst eleganter Herr im seidenen Massanzug mit einigen Meter Abstand durch die Wohnung gefolgt ist.

»Ich habe keine Schlüssel genommen. Diese schamlose Hure lügt wie gedruckt, sobald sie ihr liederliches Schandmaul öffnet«, meldet sich der vornehme Herr von Welt.

Träume ich? Was ist hier los? Die extravagante Dame ergreift wieder das Wort. »Glauben Sie diesen impotenten Hurenbock kein Wort, sein Gehirn ist von der Syphilis zerfressen. Die hat er sich bei den polnischen Strassendirnen eingefangen, zurecht, diese Sau!«

»Ich habe den Schlüssel dieser unfruchtbaren Brache nicht, ich war noch niemals in ihrem verdreckten Schankerraum. Das habe ich nicht notwendig. Meine Ahnen wohnten in einem Schloss! Ich habe diese Person aus der Gosse gehelicht, dieses versaute Vorstadt Flittchen, diese talentlose Laienschauspielerin und dieses Verhalten ist der Dank dafür. Ihr Todestag wird mein zweiter Geburtstag.«

»Lieber Meister machen Sie bitte Ihre Arbeit und nehmen Sie keine Notiz von diesem erbärmlichen Knilch. Dieser unbedeutende Spross eines verarmten Landadelstammes brachte nichts als Schulden und einen in Blut getränkten Namen in unsere Ehe mit, abgesehen von seinem zwergenhaftes Geschlechtsorgan.«

»Freudenmädchen!«

»Inzest - Nachwuchs!«

»Überbezahlte Marktplatz-Stehgreifbühnendarstellerin!«

»Ich war keine Darstellerin, ich bin eine Diva, ein Weltstar!«
»Eine Rinnsal – Prostituierte warst du, du verruchte Nymphomanin...!«
»Du dünner Penis«
»Ensemble Matratze«

Der Disput der Liebenden währt mit Sicherheit noch länger und einige Liebkosungen des Paares darf ich noch vernehmen, und würde gerne nach weiterzuhören. Aus Zeitmangel kassiere ich und mache mich auf den Weg zu nächsten Adresse. Ich steig aus dem Auto aus und laufe zufällig Britta und Harald in die Hände. Wir sind in die selbe Klasse gegangen, damals vor langer Zeit. Britta war der Schwarm der ganzen Schule, ein unglaublich hübsches, fröhliches und intelligentes Mädchen, noch dazu aus einer wohlhabenden Familie. Harri war eher anders. Er war dümmer als alle anderen, ungeschickt und abgrundtief hässlich. So einer mit fliehendem Kinn und extrem langem Hals auf einem schulterlosen mit schwarzen Muttermalen übersätem endlosen Oberkörper. Arm war auch, er war sogar noch ärmer als ich, und das soll was heissen. Obendrein war er ein unsympathischer, unsportlicher und kränklicher Widerling, der keine Gelegenheit ausgelassen hat seine Mitschüler anzuschwärzen oder zu verpetzen. Eiter-Pickel-Harri war gänzlich ohne Humor und ohne jegliches Talent für irgendwas. Niemand mochte ihn, nicht einmal die Lehrer, aber am wenigsten ich. Sein Spitzname war LDN – Laune der Natur. Keine Ahnung warum sich die Super Britta schon zu Schulzeiten für diesen Mann entschieden hat. Ein Mensch, der nur aus Nachteilen zusammen gesetzt ist. Man kann sich so etwas nicht erklären. »Hallo, bist du nicht der Michi? So ein Zufall!« ruft mich eine fröhliche Stimme, fröhlich wie vor 20 Jahren, als wäre die Zeit stehen geblieben. »Hallo Britta, ahh, du bist der Harri? Hallo, Wie geht`s euch?« »Du, uns

geht es gut, wir sind noch immer zusammen und haben ein schmuckes Haus gebaut, gleich ein paar Kilometer vor der Stadt. Wir arbeiten jetzt in der in der Ziegelfabrik meiner Eltern. Und du? Was machst du so?« fragt Britta ehrlich interessiert.. Sie ist jetzt nicht mehr hübsch, sie ist jetzt bildschön. Sie sieht aus wie eine dieser Frauen, die man auf Plakaten oder in Modezeitschriften sieht, aber niemals in Wirklichkeit. Ich lehne lässig am Renault. »Ich arbeite beim Schlüsseldienst, bei diesem.« Dabei deute ich auf die vergilbten Werbekleber auf meinem Kistenwagen. Das Glückspärchen lacht hell auf. Sogar Harri lacht. »Ha, ha! Der war gut! Ist das der dritte Mietwagen von der Werkstatt, wo dein Auto steht? Jetzt mal im ernst, Rechenkönig (Ich war immer der Beste in Mathe - Sie sehen, das bringt nichts. Ich bin der Beweis), was hast du erreicht? Was machst du wirklich?« »Ich arbeite wirklich dort« sage ich stotternd und laufe rot an, wie eine spanische Hochsommertomate. Verdammt ist mir das peinlich, am liebsten wäre mir, die Erde würde sich auf der Stelle spalten und mich verschlingen. Die zwei Turteltäubchen rümpfen verächtlich die Nase und verschwinden im Eiltempo. Offensichtlich haben sie Angst mit mir gesehen zu werden. »Na dann, war schön dich zu treffen, Tschüss!« Nach drei Meter knufft Britta ihren Apollo in die Seite und beide fangen lauthals und spöttisch zu lachen an. Das habe ich notwendig gehabt! Es ist immer schön alte Schulfreunde zu treffen, vor allem so aufbauend. Ich geniere mich in Grund und Boden und wende mich der ausgesperrten Kundschaft zu die hinter mir wartet und das ganze Gespräch mitgehört hat. Die Dame sieht mir mein zerstörtes Selbstwertgefühl deutlich an, und gibt allergrösste Mühe einen »Auslachenfall« zu unterdrücken. Die diskrete Person übergeht meine schlechte Verfassung höflich aber ungeschickt. Ich merke es. »Guten Tag, danke, dass Sie

gekommen sind, mir ist nur die Tür ins Schloss gefallen. Die Wohnung ist gleich im ersten Stock.« Meine Hoffnung auf leichte Arbeit wird im Nu zerstört, denn das Schloss spinnt gewaltig. Ich kann mich auch nicht richtig konzentrieren, weil mein Telefon dauernd läutet. Ausserdem habe ich das Gefühl irgendwas Wichtiges vergessen zu haben. »Schlüsseldienst« keuche ich angestrengt in den zwischen Schulter und Kopf eingeklemmten Hörer. »Hier spricht die Polizei« Yuhuhh! da freue ich mich aber wieder. »Wir haben eine Wohnungsöffnung um 13 Uhr. Aus rechtlichen Gründen muss ein Professionist bereitgestellt werden. Können Sie den Auftrag annehmen?« Es ist Viertel Eins, das geht sich locker aus. »Ja, geben Sie mir die Adresse, ich komme selber.« »Danke Schlossermei....krchzzjr!« Die letzten Worte kann ich nicht mehr verstehen, weil mein Handy aus der Klammerhaltung zwischen Ohr und Schulter wegrutscht und 43 Teile am harten Fliesenboden zerspringt. Ich benötige zehn Minuten um das Ding wieder halbwegs zusammen zuflicken. Aus dem Auto hole ich mir ein Stück Klebestreifen und umwickel das Gerät mehrmals. Endlich fertig, merke ich dass ich die Simkarte vergessen habe. Also wiederhole ich den Zusammenbau und konzentriere mich wie ein Schachweltmeister um mich an die PIN zu erinnern. Die Kundschaft beobachtet mich die gesamte Dauer meiner Aktivität und stellt sich garantiert die Frage, ob sie die richtige Wahl mit unseren Schlüsseldienstes getroffen hat. Irgendwie eine berechnete Frage. Als gerechten Ausgleich für mein Pech mit Handy hoffe ich, dass beim folgenden Einsatz mit der Polizei der Straftäter wieder aus dem Fenster hüpft, dann bekomme ich Geld fürs Nichtstun!

Ich knie mich nun vor die zugefallene Türe um das Schloss besser zu bearbeiten können. Das gebückte Stehen tut mir schon seit Jahren im Rücken weh. Keine Ahnung warum, Sie

vielleicht? »Lü-lü-lü-lü« singt das Handy erneut. Verdammst! Kann ich nicht in Ruhe arbeiten. Die Kundschaft schaut bereits etwas angewidert. Sie fühlt sich unwichtig und übergangen. Wer will einen Handwerker, der dauernd telefoniert? »Schlüsseldienst« »Mein Onkel hat sich seit zwei Tagen nicht bei mir gemeldet«, teilt mir ein ungefähr 40 jähriger Mann mit.

»Meiner noch nie!« antworte ich schlagfertig.

»Wie bitte, was haben Sie gesagt?«

»Nichts, nichts, vergessen Sie`s. Ist mir nur so rausgerutscht. Was kann ich tun für Sie?«

»Wir machen uns Sorgen, dass ihm was zu gestossen ist. Er öffnet nicht und geht nicht zum Telefon. Ist nicht seine Art.« Ich frage nach der Adresse und ob ihm so etwas über eine Stunde recht wäre. Die Kundschaft wird schon nervös, ich verstehe es, denn den besten Eindruck habe ich ihr ja bisher wirklich nicht vermittelt. Ein paar Minuten später schaffe ich es doch das doofe Schloss zu öffnen. Noch bevor die Kundschaft schreien kann »NICHT AUFMACHEN«, stosse ich mit Schwung und Stolz die Tür vollständig auf. Ich knie dabei davor und lächle mit entsetzlich blödem Gesichtsdruk schräg nach hinten, um der Wohnungsbesitzerin meinen Erfolg zu zeigen. Ich höre noch unbewusst ihren Warnruf, da durchfährt mich ein unbeschreiblicher stechender Schmerz in der linken Hand. Durch den Türspalt ist ein bisswütiger ausgehungertes Jack Russel Terrier rausgezogen und hält zwei Finger in seinem 1A Hundegebiss gefangen! Mir schwinden die Sinne und plötzliche Übelkeit überfällt mich, solch starke Schmerz muss ich ertragen. Ich springe auf und ziehe automatisch die Hand zurück. Der miese kleine Bastard macht jedoch keinerlei Anstalten loszulassen. Der dreckige Köter hängt mit seinem gesamten Körpergewicht nun an meinen Fingern. Ich tanze wie ein Tollwütiger und schwinde

die Hand auf und ab und im Kreis. Dazu brülle ich vor Schmerzen und der Hund knurrt wie Cerberus. Keine Chance! Die fiese Töle lässt nicht locker. Mit einer Drehbewegung schmettere ich mit aller Kraft den Hund gegen Wand. Wumm! Einmal, zweimal, dreimal. Die Kampfmaschine lässt nicht locker. Überall spritzt das Blut, der ganze Gang ist rot. Sogar an Decke klebt mein Blut. Ich schreie wie am Spiess und der kleine Hund knurrt und winselt. Aha! Die wuchtigen Schläge an die Wand dürften den drei Kilo Zwerg doch zu schaffen machen. Na endlich, denn jeder den schon mal ein Hund gebissen hat, der weiss wovon ich spreche. Trotz meiner (wirklich) starken Schmerzen muss es mir gelingen den Flohkanister loszuwerden. Zur Abwechslung dresche ich nun mit der anderen Hand auf den festen muskulösen Körper und klatsche das mickrige Vieh gegen die Mauer. Noch mehr Blut, noch mehr Gejaule und noch mehr Gebrüll. Endlich dürfte der vom Teufel besessene Jagdhund eingesehen haben, dass ich der Mensch bin und er das Tier. Er öffnet sein Maul und lässt sich auf den Boden plumpsen. Ich klappe zusammen und aus meinen Zeige- und Mittelfinger schießt das Blut in pulsierenden Stößen nur so raus. Ich hock verletzt an der Wand und habe einen Hund erschlagen, tolles Gefühl! Und das als Vegetarier und Tierschützer. Die zwei tiefenden Finger stecke ich in meinem Mund in der Hoffnung, der Schmerz könnte nachlassen und starre auf den leblosen kleinen Körper. Nach einer Minute absoluten Ruhe im Stiegenhaus fängt die Beissmaschine plötzlich zu zittern an. Der malträtierte Jagdterrier steht in einem Ruck wieder auf, schüttelt sich kräftig ab und läuft wedelnd und freudestrahlend zu meiner Kundschaft. »Brav! Satan, brav! Tust unser zu Hausi brav vor Einbrecherln verteidigi!« Die Frau schaut dann auf mich, auf ein Häufchen Elend, welches

zusammen gezogen in der Ecke kauert an und spricht wieder in ihrem Babytonfall. »Wissens der Satan ist sehr revierbezogen. Da kennt er nix! Sagen Sie mal, da hätte ich gleich eine Frage an Sie: Sind Sie eigentlich gesund? Ich will nicht dass sich Satan angesteckt hat.« Bin ich jetzt wahnsinnig geworden, was hat die Kuh jetzt gesagt? Ob ich gesund bin? Ist es nicht normal umgekehrt? Hat nicht der Hund Tollwut und der Mensch hat Angst oder so? »Geld kriegen Sie keines, Sie brutales Schwein! Sie haben meinen Liebling g`haut. Sie können froh sein, wenn Sie ohne Anzeige davon kommen, Sie Rohling!« Was soll mich noch erschüttern? Ich binde ein Taschentuch um meine Wunde und wanke völlig von Sinnen zum Auto. Aus dem 20 Jahre alten Verbandskasten fische ich mir einige unappetitliche braungelbliche Flaschen heraus, die noch nicht gänzlich zerfallen sind und verbinde meine Finger notdürftig. Hoffentlich ist keine Sehne abgebissen. Ins Spital fahre ich später, jetzt habe ich den Polizeieinsatz. Den muss ich ausführen, egal was passiert, sonst gibt es eine saftige Pönalstrafe. Das ist so bei öffentlichen Aufträgen. Ich bleib noch kurz beim Drogeriemarkt stehen und hole mir Mullbinden und Merfen und verbinde meine Hand neu. Pünktlich erscheine ich am Einsatzort. In der Gasse stehen mindest fünf Streifenwagen und ein grosser Mercedes Mannschaftsbus der Polizei. Weiter hinten parken einige weinrote Opel und VW Familienkutschen, Marke unauffällig, aha die Kriminalpolizei ist auch da. An jedem Eck warten verummte Kampfpolizisten des SEK mit Sturmgewehren. Was ist da bloss los? Wozu brauchen die mich, einen einfachen Schlüsseldienstler, das ist doch lächerlich? Ein mit Gold behängter Polizeioffizier, der Oberindianer, entdeckt mich und weihet mich ein. »Ich bin der Einsatzleiter. Haus 23, dritter Stock, Tür 11. Ich zeig es Ihnen, kommen Sie mit. Sie

brauchen nur die Wohnungstür öffnen. Sonst nichts, den Rest machen wir.« Das braucht der Koffer nicht extra betonen, soll ich etwa auch kochen und waschen? Ich trotte hinter dem Goldfasan her, mein Finger pocht und hämmert. Der Verband färbt sich bereits leicht rot. Der Offizier bemerkt meine eingebundene Hand und meine Schmerzen. »Sind Sie verletzt?« Nein, du Einstein geht es mir durch den Kopf, das ist nur Himbeersaft. Mensch, ist der Mann blöd! »Ja, ist aber nicht schlimm, es geht schon, antworte ich mit einem eingefrorenen Lächeln.« An jedem Eck im Stiegenhaus stehen die bewaffneten Polizisten mit Helm, Gewehr und Schild. »Diese Tür bitte öffnen, Sie können ruhig das Schloss zerstören«, sagt der Chef der Uniformierten, zeigt auf Tür 11 und entfernt sich relativ rasch rückwärtsgehend. Ich knie mich auf die Fussmatte und öffne meinen Werkzeugkoffer. Da meine Hand wie verrückt togerzt und pocht, drehe ich mich um und will einen Bullen bitten mir das Bohrfutter zu halten. Es ist aber niemand da! Alle sind weg. Der ganze Haufen Polizisten ist spurlos verschwunden und spielt verstecken. Da stimmt doch was nicht. Ich stehe wieder auf und suche die behelmten Männer in ihren schuss sicheren Westen. Im Halbstock entdecke ich drei oder vier Vermummte und den geschmückten Boss in voller Deckung am Boden liegend. »Warum liegt Ihr da unten und versteckt euch?« frage ich unbedarft. Der Einsatzleiter antwortet zögernd, es scheint ihm unangenehm sein. »In dieser Wohnung befindet sich ein gewaltbereiter bewaffneter Schwerverbrecher. Es ist möglich, dass er von der Schusswaffe Gebrauch macht. Oberste Priorität hat für mich, meine Beamten und mich zu schützen!« Ich stehe wie eine begossener Pudel und fühle mich hintergangen und minderwertig. Ich bin also das Bauernopfer! »Ganz dicht seid Ihr aber nicht!« fauche ich den Affen im goldenen Fell an.

Plötzlich reisst mir der Geduldsfaden und ich brülle aus vollem Hals ohne an die möglichen Konsequenzen zu denken. »Ihr verwöhnten Muttersöhnchen liegt da schön brav in der Deckung und passt auf, dass euch ja nichts passiert und schickt mich vor. Jetzt weiss ich auch wozu Ihr mich angerufen habt, Ihr.....Ihr.....Ihr....., ich will mich nicht äussern. Feige Zumpferln seid Ihr, und keine Männer!« Ich kann nicht fassen, was mir gerade passiert ist und packe mit blutroten, tropfenden Verband meine Werkzeugtasche zusammen und mach mich in Windeseile auf die Socken. Zum Abschied sende ich dem Idiotentrupp noch ein schmatzendes Kussheaderl zu, in Wien bedeutet dies genau das Gegenteil von »Ich liebe Dich.« Beim Auto verbinde ich mir schnell meine Hand neu und versuche mich zu beruhigen. Zu diesem Zweck stopfe ich vier uralte halb verschimmelte Mars direkt in den Magen, ohne zu schlucken oder zu kauen. Einfach runter damit. Dass die Schokoriegel seit Jahren Sommer und Winter geöffnet Handschuhfach herumkugeln und vom Vorbesitzer des Renaults zurück gelassen wurden, stört mich nicht im geringsten. Immerhin könnte ich mich ja bereits erschossen im Blechsarg auf den Weg nach Simmering befinden. Es stösst mich dennoch nach wenigen Sekunden gewaltig auf. Der Zersetzungsprozess war bei diesen Marsriegel bereits voll im Gang, deshalb waren die 4 Zuckerstangen so süss wie 1000 Kandisin. Super, ich freue mich schon auf die Nacht. Ein Sodbrennanfall steht mir bevor als wäre ich eine Feuerschlucker, aber ein ungeschickter. Auch gut, dann werde ich jetzt mit dem besorgten Neffen den verschwundenen Onkel suchen. Das Autofahren entpuppt sich als äusserst schwierig, denn mit der rechten Hand lenke und schalte ich und mit der zerbissenen linken Pranke muss ich andauernd telefonieren, ausserdem muss ich dringend ins Krankenhaus nähen lassen. Genau während eines

unverständlichen Telefonats mit einem fast tauben Ausländer, läuft ein kleiner weisser Hund auf die Fahrbahn. Soll ich bremsen? Oder soll ich drüber fahren, was ich angesichts der Schmerzen in meiner Hand liebend gerne tun würde, He - He - He! Sippenhaftung nennt man das. Kurzfristig beschliesse ich doch zu bremsen, was sich aber als nahezu unmöglich herausstellt. Gestern ist mir nämlich ein Apfel im Auto runtergefallen, den ich nicht mehr gefunden hatte. Dieser bockharte Granny Smith hat sich nun hinter dem Bremspedal verkeilt und verhindert das Betätigen desselben. Warum hat auch mein Auto stehende Pedale, alle haben bereits seit Jahrzehnten Hängepedale? Verdammt, der Hund! Mit Herkuleskraft gelingt es mir doch den Apfel zum Bersten zu bringen und das Fusspedal niederzudrücken. Jetzt weiss ich wenigstens wo der Apfel hingekommen ist. Das war knapp, auch für die Oma die einen Meter hinter der Strassentöle nachgezottelt ist. Die Grossmutter wäre gleich mitgeflogen, möglicherweise wäre ich gleich mit ins Jenseits befördert worden. Gut, vor dem Tod habe ich keine grosse Angst, aber fürchterlichen Horror vor den letzten Sekunden meines Lebens, in denen dieser sagenumwobene Film abläuft. Ich meine diese allerletzten Momente, wo das ganze Leben noch einmal an mir vorüberzieht. Nein danke, das muss ich nicht nochmals haben! Durch die Notbremsung ernüchert, erinnere ich mich wieder, dass die wichtige Parkkarte im Rathaus wartet. Irgendwas wollte ich heute noch machen, was war das nur? Hunger habe ich auch, trotz der gammeligem Schokoriegel, und was für einen. Endlich hat sich mein Handy beruhigt, Frau Birgit, meine Kollegin, kann wieder im Laden Telefondienst machen, ihr Sohn dürfte wieder gesund sein. Unseren Chef hat sie einstweilen in die Bastelstube geschickt, da darf er sich still beschäftigen. Wir nennen die Werkstatt des Chefs so. Alex, mein anderer Kollege, er ist

zwar ein guter Schlosser, aber er kann uns im Geschäft nicht entlasten, der stottert fürchterlich. Der besorgte Neffe wartet bereits sehnsüchtig vor dem Haus des verschwunden Onkels. In Begleitung eine etwa gleichaltrige Frau, ob sie die Nichte ist? Der verzweifelte Verwandte schüttet mir mit glasigen Augen sein Herz aus, wie sehr er den Bruder seiner Mutter liebt, schweift bei seinen Erzählung weit aus landet in der weiten, weiten Vergangenheit. Schon als Kind, bla, bla, bla, der Typ erzählt mir dreissig Folgen von Dallas. Ich unterbreche seinen Redezwang und schlage ihm vor er solle die nächsten dreissig in eine Tüte reden, ich werde mir das Ganze dann am Abend anhören. Etwas beleidigt zeigt er mir die Unterkunft seines so geliebten Mentors. Der Onkel sichert sein zu Hause mit einer einflügeligen Wabentür und Baumarktschloss. Das bedeutet, wir werden in ein paar Minuten in der Wohnung sein und den Mann mit der Tarnkappe suchen. Ruck zuck, und das Schloss ist offen. Ich drücke die Tür nach innen, sie geht einen Spalt auf und schwingt von selbst wieder zurück. Was war das? Vielleicht ein Windstoss? Ich drücke die Eingangstüre nochmals auf, diesmal etwas energischer. Sie schwingt auf, ein Stück weiter als beim ersten Versuch, aber sie bewegt sich wieder von selbst zurück, ähnlich eines Pendels. Die Prozedur wiederholt sich noch einige Male, immer stärker drücke ich, und immer heftiger drängt die Tür wieder zurück. »Ich glaube Ihr Onkel steht hinter der Tür und schmeisst uns immer wieder raus, Ha, Ha«, scherze ich. Teilweise habe ich mit dieser Aussage sogar recht. Der klitzekleine Unterschied ist nur, dass der Onkel nicht hinter der Tür steht, sondern hängt! Und zwar sehr knapp. Das ist also die Ursache! Der Aufgehängte baumelt mit der Tür vor und zurück. Sachen gibt's! Zu zweit gelingt es uns dann doch im Hauruck Verfahren den toten Mann zur Seite zu stemmen und die Tür weit genug zu

öffnen, um hinein zu huschen. Neffe und Nichte (?) stürmen in die Wohnung und ich hinterher. Jeder von uns dreien stösst sich dabei den Kopf auf den Füßen des Erhängten. Wir gaffen auf den blau angelaufenen Verwandten. Die scharfsinnige Nichte macht erstmals den Mund auf und meint emotionslos: »Der ist tot, schon lange. Der hat sich aufgeknüpft.« Der Neffe kommentiert das Schreckliche noch teilnahmsloser: »Zum Schluss hat er sich das ganze scheinbar anders überlegt und hat doch weiterleben wollen.« Nick Knatterton erkennt dies an der Tatsache, dass der Suizidonkel mit beiden Armen das Seil wieder runterreissen wollte. Die Hände blieben in dieser Stellung am Hals. Ausserdem kann man seinen Gesichtsausdruck mit äusserst verzweifelt beschreiben. »Los suchen wir die Sparbücher, der braucht sie nicht mehr«, schiesst es aus der Nichte heraus. »Ja, als erstes holen wir uns das Bare, dann die Sparbücher, gute Idee!« meint der trauernde Neffe. Sehr gegangen hat mein Auftraggeber nicht an seinen Lieblingsverwandten, stelle ich fest. Von tiefer aufrichtiger Trauer ist keine Spur. »Brauchen wir die Polizei, Herr Schlossermeister? Was sagen Sie, Sie haben mehr Erfahrung in solchen Fällen.« »Nein, nein, das ist doch nicht notwendig, wenn man einen Toten findet, der sich umgebracht hat, oder ermordet wurde. Da braucht man doch keine Behörde. Soll ich Ihren Onkel gleich mitnehmen?« Er schaut mich perplex an. Polizei würde den skrupellosen Erbschleicherpärchen, besser gesagt den miesen Dieben gar nicht in den Kram passen. »Wir rufen gleich die Polizei, wir machen nur etwas sauber hier. Uns ist das peinlich, wie es hier aussieht. Ich bezahle Sie erst einmal, dass Sie gehen können. Sie haben es wahrscheinlich eilig.« Der fiese Typ will mich los werden, aber das geht nicht. Ich bin verpflichtet die Behörde zu rufen, lüge ihn aber an. Als Ausgleich für den mir zugefügten seelischen Schaden erlaube ich mir mein

Honorar zu verdoppeln. »110 Euro macht das, dann bin ich weg.« Seine Begleiterin hat bereits begonnen in den Schubladen einer alten Kommode nach Geld oder Sparbüchern zu stieren. Er gibt mir den Zaster, ich sage höflich Danke und rufe die Polizei. Ich stehe nicht so auf Schwierigkeiten und Probleme. Die Grünen sind bald da, und der Oberermittler macht mich aufmerksam, dass er mich zwecks Zeugenaussage aufs Kommissariat vorladen lassen wird. »Jederzeit Derik, Sie wissen ja wo ich zu erreichen bin.« Der Polyp schaut konsterniert, aber ich darf weiterziehen. Der Rest in dieser Geschichte ist mir völlig wurst. Aufs Revier werde ich nicht gehen, muss ich ja nicht. Ich kenne meine Rechte. Das Erlebnis mit den Selbstmörder belastet mich nicht die Bohne. Eine Zeitlang war ich der »Leichenmichi« in der Firma. Das bedeutet, ich »machte« alle Aufsperrungen mit Selbstmord, Mord, Verschwundenen, Zerstückelten, Toten, Halbtoten, oder Schwerverletzten mit Messer im Rücken oder Gabel im Auge. Eine Zeitlang heisst so um die 10 Jahre, jeden Tag einen bis zwei Fälle manchmal auch drei. Spitzentage wie Weihnacht oder Krisentage wie Sylvester auch bis zu fünf Tote an einem Tag. Es macht mir nichts mehr aus. Man kann objektiv sagen: Ich bin abgestumpft und innerlich verroht! Nur ganz wenige Fälle prägen sich als schlimm ein, so wie der Mann der den ganzen Sommer in seinem Ohrensessel im südseitigen Wohnzimmer gegessen hat. Als wir ihn Ende August gefunden haben, hat er fünf Meter Bauchdurchmesser gehabt und unangenehm transpiriert. Es hat derart penetrant gestunken, nach picksüßem Leichenmief, das können Sie sich beim besten Willen nicht vorstellen. Die Polizisten haben in Gruppen mit Hochdruck aus dem Fenster gespießen und das im zehnten Stock! Manchmal träumt man von grünen und blauen Gesichtern, von Köpfen ohne Rumpf, von einem

abgetrennten Torso, oder ausgewaschenen Wasserleichen, manchmal auch von abgetrennten Gliedmassen, die verstreut im Zimmer herumliegen, aber das stört mich auch nicht wirklich. Im Gegenteil, ich träume lieber von toten Kunden, als von lebenden. Von anderen Leuten als den Kunden kann ich ja nicht träumen, denn Freunde und Familie habe ich ja keine und sonst kenne ich auch niemanden. Gegenwärtig bin ich von den Leichen fast gänzlich erlöst. Wir haben Stotter Alex für den Leichendienst eingeteilt, der verschont uns mit den furchtbaren Storys, oder besser gesagt, wir hören ihm einfach nicht zu, weil er stottert. Bis er angefangen hat zu reden, sind wir verduftet.

Jetzt stellt sich die Frage: Spital oder Rathaus? Ich entscheide mich für den Amtsweg. Die logische Begründung ist denkbar einfach. Im Spital muss ich vielleicht warten und dann sind die Sesselfurzer in der Bürgerstelle nicht mehr da. Die arbeiten doch höchstens bis drei. Das Krankenhaus hat 24 Stunden offen, zumindest die Ambulanz. Am Abend haben zwar seltsame Ärzte Dienst, aber besser als gar keine. Es gibt ab 18 Uhr zwei Möglichkeiten für einen Verletzten der sozialen Unterschicht. Entweder es wankt ein 65 Jähriger Mann mit betäubender Alkoholfahne durch den Gang und wird von der Schwester »Herr Oberarzt« gerufen oder die Schwester ruft ebenfalls »Herr Oberarzt« und der Gott in weiss sieht aus wie 13. Beides flösst Vertrauen ein. Der Junge von Fr. Birgit scheinbar wieder einen Rückfall erlitten und Fr. Birgit ist wieder abgedampft, denn mein Handy macht sich ununterbrochen bemerkbar. Lange war meine Kollegin heute nicht da.

»Schlüsseldienst« »Nein, ich will mein Geld nicht in der Schweiz anlegen.

»Schlüsseldienst« Nein danke, ich habe kein Interesse an einer Weinverkostung im Hilton.

»Schlüsseldienst« Nein, danke ich will keinen neuen Handyvertrag.

»Schlüsseldienst« Nein, ich will kein Patenkind mit Lepra aus Afrika adoptieren.

»Schlüsseldienst« Nein ich will keine Ganzkörper-Unterwäsche aus rotem Latex.

»Schlüsseldienst« Nein ich lege keinen Wert auf eine Werbefahrt nach Ungarn mit der Möglichkeit ein Rheumadecke zu erstehen.

Das Handy läutet ununterbrochen, es fällt mir verdammt schwer überall zu widerstehen.

Durch das dauernde telefonieren fangen meine Finger wieder zu pochen und zu bluten an. Ich hätte doch zuerst ins Spital gehen sollen, dann in den Krankenstand, dann in die Rehab, dann auf Kur, dann in Frühruhestand, dann in die Invaliditätsrente, und dann in die Pension. So wie die anderen eben. Mist das geht ja nicht, ich muss länger arbeiten, ich habe ein Spatzi. Wie ein Pimmel mit dem Ruhestandantrittsalter zusammenhängt, weiss ich nicht, kann ich mir beim besten Willen nicht erklären, und es ist mir auch völlig egal, so alt werde ich sowieso nie. Es steht nur eines fest. Vor dem Gesetz sind alle gleich, nur der Mann ist anders. Als ich so nachdenke was es sonst noch gibt an Dingen, die mich nichts angehen, erinnere ich daran, dass ich irgendwas wichtiges vergessen habe. Was war das bloss? Egal, jetzt bin ich im Rathaus. Auf dem Besucherwegweiser steht in der fünften Zeile Tagesbenutzerausweise betreff Parkraumwirtschaftung für die Werktage Donnerstag und Freitag für gewerbliche Klein LKW für den siebenten Bezirk SÜD Einreichsstelle Antragsteller-Familien-Anfangsbuchstabe A-C. Unglaublich! Unglaublich, diese Unterteilung. Unglaublich, die Wegweisertafel ist mindestens

50 Quadratmeter gross. Zugegeben, diese Beschreibung von mir ist nun etwas übertrieben, aber im Grossen und Ganzen doch zutreffend. Das Rathaus ist riesig. Muss es ja sein. 68 000 durstige Zecken labalen sich hier am süssen Blut der Bürger. Unser »demokratisch gewählte« Bürgermeister ist besser als Gottes Sohn. Er kann zwar nicht aus Wasser Wein machen, das macht nichts, denn er schlägt Jesus um ein Vielfaches. Der Herr des Magistrats kann aus »Nichts« Beamte erschaffen (Hat Gott noch einen Sohn?). Man nennt dies »Die wundersame Beamtenvermehrung«. Das folgende Erlebnis hat jedoch sogar mich, einen hartgesottenen, schwer gezeichneten, 100 Wochenstunden schuftenden, permanent Tag- und Nachdienst Gesellschaftsaussenseiter, einen total frustrierten und »Widerstand ist Zwecklos« gewöhnten, unterprivilegierten, abgestumpften, unrechtertragenden, Ja und Amen sagenden Elends Desperado fast zum Amoklauf getrieben.

Der Weg durch das grosse »bürgernahe« Verwaltungsgebäude ist lang, die Gänge sind dunkel und einschüchternd. Ob das gewollt, oder ein architektonischer Zufall ist? Vorbei an Zimmern, Räumen, Stuben, Sälen, Festsälen, Werkküchen, Kantinen, Verpflegungsstätten, Konferenzgebieten, Erholungszentren, Sportstätten, Speisezimmern, Ruhekabinen, medizinischen Personalräumen, usw. und so fort, bis ich endlich die korrekte Zimmernummer an einer der tausenden und abertausenden Türen finde. Menschenmassen in Jeans oder kurzen Röcken schlendern lässig und leise murmelnd durch das öffentliche Gebäude. Niemand hat irgendwas zu tun, es ist so wie in diesem Film mit Peter Ustinoff und dem Karussell. Da sind auch nur alle spazieren gegangen. In Mauernischen und an anderen exponierten Stellen haben sich gigantische Trauben und Gruppen von Beamten und Vertragsbediensteten

gebildet. Ab und zu schnappe ich auf meiner Wanderung durch dieses wichtige Haus Gesprächsfetzen auf, die sich allesamt nur um was Wohl der dort Beschäftigten drehen. »Morgen gibt's Fisch« »Seit wann bist du von der Kur zurück?« »Ich gehe jetzt in den Frühkarenz« »Das Kalbsfilet war heute zart« »Ich habe noch vier Monate Krankenstand offen« »Nächstes Jahr gehe ich auf Bildungskarenz« »Ab September bekommen wir ja 21 Monatsgehälter, wird eh schon Zeit« »Mein Bub fängt jetzt auch hier an« »Ich habe alle meine sieben Kinder hier reingebracht« »Wie viele Jahre hast du noch bis zur Pension?« »Nächste Woche nehme ich mir Zeitausgleich« »Ich lasse mich jetzt rüber versetzen, die haben eine bessere Küche« »Ich habe jetzt meinen Dienstwagen für meine Tochter privat gekauft, ich habe einen neuen aus dem Kontingent bekommen.« Es ist nicht leicht für mich, all diese Sonderprivilegien anzuhören. Bauchatmung und mentales Training helfen mir diese Situation als gerecht zu erachten und auch zu ertragen. PARTEIENVERKEHR MONTAG U. MITTWOCH VON 10.30 UHR BIS 14 UHR prangt einschüchternd auf der Amtsstube. Glück muss man haben, heute ist Montag und es ist 13.40 Uhr. Ich öffne die holzumrahmte Milchglastüre und werde fast vom Schlag getroffen. So etwas hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen! Dieses Bild hat sich für alle Zeit in mein Gehirn eingepägt und wird für immer und ewig auf meiner Netzhaut eingebrannt bleiben. Bis ans Ende meiner Tage wird mich dieses abscheuliche Nachbild verfolgen beim Schliessen meiner malträtierten Augen. Ein Amtszimmer, die Grösse ist schwer zu schätzen vielleicht so um acht mal acht Meter. Dieser Raum ist dermassen vollgestopft mit Staatsdienern, das kann sich niemand vorstellen. Überall sitzen auf Stühlen oder auf den Tischen gewaltige Mammutmänner, bewaffnet mit Kugelschreibern. Das Erscheinungsbild ist furchtbar.

Eine unbeschreiblich riesige Menge an schlacksigen, schwammigen, rükratlosen und total ungepflegten Wesen, vermutlich Menschen, höchstwahrscheinlich Männchen. Die Anwesenden sind weder blond, schwarz oder braun, sie scheinen überhaupt keine Haarfarbe zu besitzen und auch keine Frisur. Die glanzlosen wild wuchernden Strähnen scheinen einfach nur mit stumpfen Werkzeug abgeschnitten zu sein. Bei gut zwei Drittel der Verbannten ist das Haupthaar mit Schweinesülze eingefettet und offensichtlich mit einem Kamm zurückgestriegelt. Im Nacken der Betroffenen ergibt sich dadurch eine Art Schmalzrolle. Die Hautfarbe der Beamten-Kolonie (so wie die Lepra Kranken in Ben Hur in Kolonien lebten, tun es auch Beamte) könnte man einheitlich mit Dispersionsgelb beschreiben, ähnlich der Zentimeter starken aufgewalzten Wandfarbe eines amerikanischen Billig-Motelzimmers. Bekleidet ist dieser Stamm mit Jeans vom Diskonter und einfärbigen, stillosen und verschnittenen Hemden. Die Fusskleidung der Volksgruppe sind einfache, bequeme Nachbau-Birkenstocks. Der bedrohliche Duft, die mit aller grösster Mühe unterdrückten Aggressionen gemischt mit dem Wunsch perversen Sadismus ausleben zu dürfen liegt in der Luft und schwebt wie ein Damoklesschwert über jeden eingetretenen Fremden. Kaffeeschlürfend (aus noch niemals ausgewaschenen Tassen) und Keks malmend wartet die Meute aufs Ende des langweiligen sinnlosen Arbeitstages, auf das Ende des langweiligen sinnlosen Lebens. Mit trägen Bewegungen schleppen sich einige »Hyper-Aktive« wie in Zeitlupe durch die winzigen Freiräume zwischen den Hunderten wie zu Eis erstarrten menschlichen Körpern. Österreichische Beamte eben, Beamte zuständig für das »Parkpickerl«. Die Lücken zwischen den Zombies füllen entweder kleine pummelige Bauernmädels mit

feuerwehrröten Wangen und ohrenfreien Kurzhaarschnitt oder baumlange dürre Schreckschrauben mit Mirelle Mathieu Frisur aus den 70er Jahren mit rundem Rollbuckel und versteckten Bauchansatzbussen. So unterschiedlich die zwei Gruppen der weiblichen Staatsangestellten auch sein mögen, sie haben doch alle etwas gemeinsam. Sie tragen Kleidung der Marke »Geile Sau«. Durchsichtige weisse Bluse, roter oder schwarzer BH darunter, und Mini-Mini-Rock. Diese realen lebenden Fabelwesen spielen ihren männlichen Kollegen notgeile überrollige rossige Deckstuten vor, in der Hoffnung endlich bestiegen und geschwängert und bei vollen Bezügen kareziert zu werden. Diese ihnen einzig verbleibende Möglichkeit zu ergattern, ist oberste Direktive der laienhaft gestylten grauen Mäuschen, um erlöst von der harten trostlosen Tristesse des Beamtenalltags in den ewigen »Haushalt« entfliehen zu dürfen. So buhlen sie mit widerlichen Mitteln ihrer mickrigen sexuellen Verführungskunst um die Gunst der Krankenkassa Hornbrillen Rathaus Breitbecken Chippendales. Haben sich die richtigen gefunden, geht die Beamtenzucht munter weiter. Welch Bereicherung für unsere Erde. Behörden sind die Krebsgeschwüre des Staates und die Beamte sind die Metastasen, die uns Bürger befallen, verseuchen und schliesslich töten.

Ich versuche einen Schritt in den Amtsraum zu tätigen, dies entpuppt sich als gänzlich unmögliches Unterfangen. Es gelingt mir nicht einmal eine Fussspitze über die Schwelle zu setzen. Das Bürgerbüro ist einfach zu voll. Es befinden sich einfach zu viele Beamte in diesem Zimmer! Die Schreibstube ist überbelegt wie ein brasilianischer Elendsknast. Überall sind Köpfe, Hände, Beine, überall sind Staatsdiener, es ist schockierend. Immer und immer wieder tauchen neue Gesichter aus versteckten Winkeln und Ecken auf. Ich stehe

mit offenen Mund und schaue wie das Kind vorm Dreck. Hunderte Männer und Frauen in einen einzigen Zimmer! Das kann es ja gar nicht geben. »Hallo kann mir jemand bitte helfen« rufe ich in den Raum. »Ich brauche ein Parkpickerl für Freitag, bin ich da richtig?« Dieses Gebet wiederhole ich einige Male, bis sich endlich ein zwei Meter von mir entfernt stehender Wallach erbarmt und um mich kümmert. »Heute noch? Das wird sich nicht ausgehen. Um 14 Uhr schliessen wir.« »Danke Herr Amtsrat« heuchel ich, »Sie sind sehr nett, es sind ja noch zwanzig Minuten bis Zwei, ich brauche die Erlaubnis zum Abstellen eines PKWs auf öffentlichen Grund wirklich.« Der Wallach schnappt sich das bereits fertig ausgefüllte Antragsformular und das fix und fertig ausgefüllte Formular (es sind zwei Zettel). Sogar in die eigentliche Parkkarte habe ich bereits Namen, Datum, Firma, Grund, KFZ Kennzeichen und was weiss ich noch alles eingetragen. Der überforderte Mann muss lediglich mit mässigen Druck einen Stempel aufsetzen. Das ist seine gesamte Aufgabe. Er wirft einen flüchtigen Blick auf die Zetteln und lallt. »Das wird sich nicht ausgehen. Waren`s schon in der Amtskassa einzahlen?« »Ja, war ich, hier ist der Beleg«, antworte ich wie aus der Pistole geschossen und übergebe ihm auch noch den Einzahlungsbeweis. Bedächtig entfernt sich Mister Slow Motion und quetscht sich durch die schmalen engen Täler der anwesenden Leiber. »Das wird sich nicht ausgehen«, flüstert er immer wieder vor sich hin, dann geht er unter in den Massen. Ich stehe einstweilen an der Türschwelle, telefoniere und warte angespannt mit blutenden Fingern. Unter mir haben sich einige Blutstropfen zu einem winzigen See vereint. In einer halben Stunde habe ich die nächste Aufsperrung und der gelähmte Kasperl ist nicht in Sicht. Auf der bahnhofsartigen Uhr am Flur über mir pendelt der Zeiger mit einem extra Lauten Klack auf eine Minute nach Zwei.

Mein Sachbearbeiter erscheint plötzlich aus den Untiefen. »Es ist sich nicht ausgegangen, der Kollege war nur bis Zwei im Dienst. Sie müssen beim nächsten Parteienverkehr einen neuen Antrag abgeben.« Mit einem sarkastischen Grinsen, jedoch ohne mich anzusehen dreht sich der Schreiberling um und lässt mich stehen. Man kann sagen, den Mann ist mein Anliegen gleichgültig, oder eben doch nicht? Ich wünsche mir von Herzen ich wäre einer dieser Vietnamveteranen, die im McDonalds ein Blutbad anrichten, komme aber zu dem genialen Gedankenschluss, dass ich das nicht bin. Ich war lediglich beim österreichischen Bundesheer und da liegt der Ausbildungs Schwerpunkt in der Reinigung der vollgekotzten Offiziers Schreibtischen (bis zum Klo schaffen es die wenigsten) Ich könnte den boshaften Tintenburgritter höchstens mit meiner schwer verletzten Hand prügeln. Sogar der Mund wird dem Bürger verboten, denn für verbale Entgleisungen gibt es das gesonderte Delikt der Beamtenbeleidigung. Diese Differenzierung im Strafgesetzbuch geht noch weiter ins Detail, es gibt das Delikt der »Halbbeleidigung.« Also darf ich nicht mal sagen »Sie sind ein...« Nix da! Die Strafen für dieses Delikt sind exorbitant hoch, höher als für Völkermord. Was würden Sie tun in dieser Situation? Ich tue nichts und gehe. Zur nächsten Kundschaft komme ich etwas später als die vereinbarte halbe Stunde. Eine mittelmässig attraktive äusserst laszive Mitdreissigerin, für Wien schon eine seltene Augenweide wartet nervös vor einem Blumenladen. Die elegant gekleidet Dame entpuppt sich jedoch nach wenigen Sekunden als totaler Aussenseiter der Intelligenz. »Lieber Herr Meister«, fängt sie süsslich zu lispeln an. Sie ist fest überzeugt, dass dieser kleiner Sprachfehler ihre sexuelle Anziehungskraft steigert. Kann sein, auf mich wirkt der Zauber nicht. »Lieber Herr Schlossermeister«, wiederholt sie sich und lächelt

süffisant, »ich leite dieses Unternehmen hier (sie zeigt auf das winzige Blumengeschäft mit der Aufschrift Blumen - Liesi) und bin zuständig für den gesamten Einkauf.« Wahnsinn, geht mir durch den Kopf, das müssen Mengen sein, ähnlich des Amsterdamer Blumenmarktes! Sie setzt das Gelabere fort. »Wissen Sie ich bin sehr interessiert Ihre Dienstleistung möglichst günstig zu bekommen.« Die Blumenlady hat es echt drauf. »Das ist aber selten!« sage ich zur ihr und bin es überdrüssig dieses Anliegen zu kommentieren. Man sollte glauben, dass alle Kunden ohne Ausnahmen die Dienstleistungen des Schlüsseldienstes »möglichst günstig« in Anspruch nehmen wollen...

Sollte man glauben, aber es ist unglaublich, denn der nächste Kunde belehrt mich, einen langgedienten Aufsperrer und Geldstreiter, jedoch dennoch eines Besseren. Die Wohnung liegt nicht im fünften Stock ohne Aufzug, nein sie liegt noch eine Etage höher, es ist ein umgebauter Dachboden. Das ist momentan total »in«, »hipp« und »taff«! (Mir würden noch mehr Idiotenausdrücke einfallen, aber ich will Sie ja nicht langweilen. Ausserdem könnten Sie dann von mir annehmen, dass ich wirklich dermassen vertrottelt spreche). In vielen Hauptstädten, insbesondere in Wien, der ungekürten Hauptstadt der Wohnungsnot, wird jeder noch so vergammelte und taubenbefallene Dachboden notdürftig restauriert. Das bedeutet, die desolaten mit Schimmelpilz verseuchten Speicher werden mit billigen Gipskartonplatten von illegalen Ostblockhilfsarbeitern im Eiltempo verschalt und als »Loft« extrem übersteuert an dümmliche Landeier, die den Wunsch haben prickelnde und elektrisierende Stadtluft zu inhalieren, vermietet. Keuchend erklärt mir der junge Bursch aus der Provinz, dass seine »Kleine« die Tür irrtümlich zu geschlagen hat und nun bei ihrer Mutter ist und wartet. »Meiner Kleinen geht es im Moment nicht gut, sie weint die

ganze Zeit«, erzählt er mir ohne Aufforderung. Soll er mir halt seine Herz ausschütten, wenn sein Kind eine Dummheit gemacht hat und jetzt bei der Mama Trost sucht. Er ist ja selbst noch ein junger Vater. Sein aufdringlicher Redeschwall sei ihm verziehen. Ein Griff von mir und die Wohnungstür ist geöffnet. Es offenbart sich eine nicht zu unterschätzende Überraschung, denn eintreten in das Reich des jungen Mannes kann ich nicht leicht (will ich auch nicht), weil ein gigantischer Holzbalken des Dachstuhls den Weg in die Wohnung fast zur Gänze versperrt. Trotz dieser erheblichen Mängel hat die Hausverwaltung auch diesen Dachboden zu einer Wohnung umgebaut und sogar noch einen doofen Mieter für dieses Konstrukt gefunden. Durch seine Bitte genötigt, bücke ich mich weit in die Knie und beuge mich unter den riesigen Baum durch, um in diese stickige Notunterkunft zu gelangen. »55 Euro bitte« teile ich dem Mann mit der fensterlosen Traumwohnung mit. Da geschieht es! Meine Gebete wurden erhört! Heute werde ich noch ins Paradies aufgenommen. Den Satz, den ich mir mein ganzes Leben merken werde. »Darf ich mehr zahlen?« Ich pruste los und verschlucke mich höllisch. Die Glückshormone vernebeln mir die Sinne. Mit so was kann man nicht rechnen. Wer will mehr zahlen? »Natürlich dürfen Sie mehr zahlen!« Wie in Trance antworte ich bevor er sich anders überlegt, nachdem ich mich ein wenig gefasst habe. Das ist der absolute Traumkunde! Ich zücke meinen Rechnungsbuch und schreibe »Aufsperrung unter erschwerten Bedingungen - 170 Euro.« Mir soll es recht sein, aber übertreiben darf man auch nicht. Diesen hohen Betrag kann ich noch begründen und auch verantworten, denn auf Schwierigkeiten wegen Wuchers kann ich liebend gerne verzichten. Als Schlüsseldienst darf man ja nur die ortsübliche Tarife verlangen. Ob die Arbeitszeiten oder ob die Kunden auch

immer ortsüblich sind, wird nicht gefragt. Ich vermute, er wird die Rechnung bei der Haushaltsversicherung einreichen, die zahlen meistens, wenn ein Kind einen Schaden verursacht hat. Zum Abschied wünsche ich ihm: »Viel Glück mit der Versicherung, und schimpfen Sie nicht mit Ihrer »Kleinen«! Wie alt ist Sie denn?« Er schaut mich an und sagt »Meine Kleine ist 29!« Was soll ich da noch sagen? Nichts! Ich bin sprachlos, das wären Sie auch, lieber Leser. Es erübrigt sich jeglicher Kommentar. Jetzt nehme ich mir fix vor ins Spital zu fahren, der Finger pocht ungeheuerlich. Was habe ich heute vergessen? Es will und will mir einfach nicht einfallen. Ich komme zum Auto und auf der Windschutzscheibe prangt ein Strafzettel. Warum frage ich mich? Ich kann keine Übertretung feststellen, ich habe nichts falsch gemacht. Noch dazu ist es keine normale Organverfügung, nein es ist ein »Gegen Sie wurde Anzeige erstattet« Strafzettel. Die zuständige Wachstube ist nicht weit, schnell hin, die Sachlage klären. Der erste Schritt in die Polizeistation genügt mir, um es amtlich zu machen. Es ist sinnlos. Egal was ich jetzt will, egal was ich jetzt vorhabe, es ist sinnlos! Gigantische Muskelmänner umgeben von blonden geilen Schnitten mit vollen Blusen und langen dichten Zöpfen eingepfercht in hautenge figurbetonte massgeschneiderte Uniformen, die jeden Moment zu Platzen drohen, empfangen mich. Was ist hier los? Polizei-Baywatch.... Der Anblick der supermaskulinen markanten zwei Meter Muskelprotze erinnert mich an die Athleten einer Wrestlingshow. Voll durchtrainierte fettfreie 120 Kilo Kraftpakete mit harten extrem markanten, männlichen Gesichtszügen und ausgeprägten stählernen sich auf den enganliegenden Staatsklamotten gut abzeichnenden Muskelpartien blicken mich aus stechend blauen germanisch-kriegerischen Augen verächtlich und abwertend an. Ein gesättigtes Gemisch von

Testosteron und übermässiger anderer männlicher Hormonproduktion liegt schwer in der Luft. Diese Bleistift-Marins haben schweres Gerät in der Hose! Ein Modellpolizist fragt mich höflich mit blitzend weissen Hollywood Zähnen nach meinem Anliegen. Ich zeige schüchtern und zurückhaltend die Anzeigenverständigung, man will ja keine Probleme mit der Polizei. Er wirft einen Blick auf den Zettel und tippt wenige Zeichen in den Computer. Eine halbe Minute später grinst er mit königlicher Überlegenheit. »Da kann ich leider nichts mehr tun, der Akt ist bereits beim Journaldienst, Sie hätten früher kommen müssen, da hätte ich Ihnen helfen können.« »Das war vor 10 Minuten, maximal eine Viertel Stunde«, versuche ich mich zu rechtfertigen. »Wie gesagt, leider, ich kann Ihnen nicht mehr helfen. Tut mir leid.« Der Mann ist so was von schön, dass ich es ernsthaft bedauere nicht homosexuell zu sein. »Was könnte ich sonst noch tun, gegen eine Anzeige?« frage ich leise, ich will mich nicht gleich abservieren lassen. »Sie könnten es beim Journalrichter im hinteren Haus probieren und einen ordentlichen begründeten Einspruch gegen die Ihnen zur Last gelegten Vorwürfe machen.« »Ja aber ich weiss ja nicht mal was ich verbrochen habe?« gestehe ich verzweifelt. Der Lächler mit den Jacketkronen belehrt mich weiter. »Dann müssen Sie eine Akteneinsicht beantragen, die müssen Sie begründen und vergebühren, die Amtskassa ist jedoch erst morgen wieder geöffnet.« Wie prophezeit, meine Intervention ist völlig sinnlos. Ich ärgere mich, dass der Gewinn von vorhin mir zwischen Fingern zerrinnt. So einen Glückskunden hat man alle fünf Jahre und jetzt nimmt mir dieser Schönling meinen Zaster weg. Ich hebe die Schultern zur Verdeutlichung meiner Wehrlosigkeit und beschliesse endlich meinen Finger nähen zu lassen. Zum Abschluss schaue ich mir noch die Dreamboys und Dreamgirls der

Polizei an drehe mich um und gehe verdrossen. Der Kalenderboy lässt noch mal seine California Beisserchen aufblitzen, wahrscheinlich um mich noch weiter zu diskriminieren, denn mir bleibt bei Zahnverlust nur die Fahrt nach Ungarn zum Ostblockdentisten und ein Einheits-Klaviergebiss. Heimische Zahnärzte sind für die arbeitende Bevölkerung unseres Landes unleistbar. Vielleicht kann Alex oder Rick mit mir ins Krankenhaus fahren, zu zweit tut man sich leichter. Alex hat keine Zeit und Rick erreiche ich nicht. Herrn Verschnik will ich nicht fragen, er ist von »früher.« Den Chef vielleicht?vergessen Sie das! Also stehe ich alleine in der Notaufnahme vor der verwaisten Loge. NICHT KLOPFEN! SIE WERDEN GESEHEN! Steht mit einem Edding 5000 auf einem Plakat frontseitig des Glaskäfigs. Nach langen, sehr langen zwanzig Minuten Wartezeit hinterfrage ich den Wahrheitsgehalt dieses Warnschildes. Ich klopfe trotz des Verbots behutsam und kaum hörbar an die Panzerscheibe und nicht einmal eine Sekunde später werde ich von einer überaus fülligen Schwester verbal zur Schnecke gemacht. Zu meiner unbändigen Freude tut der 100 Kilo Bomber dies über die Lautsprecheranlage des Krankenhauses in einer Lautstärke eines Hardrockkonzertes. Zum Abschluss ihres endlosen, belehrenden und mit persönlichen Beleidigungen bestückten Plädoyes schiebt sie mir widerwillig ein Formular durch einen mechanischen Drehteller. »Füllen`s das aus!« faucht mich das Schwergewicht an. Das erste Feld von etwa 100 lautet: RELIGIONSBEKENNTNIS Das muss verdammt wichtig sein, bei einer Fingerverletzung. Mit unendlicher Engelsgeduld, mit erheblichen Zeitaufwand und unter höllisch pochenden Schmerzen beantworte ich auch alle anderen teilweise sehr intime Fragen und fülle sämtliche leere Felder aus. Selbst das Feld mit persönlich Vorlieben

wird von mir ordnungsgemäss und wahrheitsgetreu beschriftet. Der Hinweis auf die existenzzerstörende Verwaltungsstrafe bei »Falschangaben« ist eindeutig und prangt unübersehbar und würde selbst Kriegsverbrecher einschüchtern und zur Wahrheit zwingen. Warten, endloses Warten. Aus dem Automaten kaufe ich mir eine köstliche in Klarsichtfolie verpackte gummiartige Käsesemmel und rate, ob dies ein Nahrungsmittel für Menschen ist oder das Plastikspielzeug (Wurstsemmel) des Kommissar Rex. Ich blättere ohne Interesse die ekeligen bakterienbefallenen Illustrierten in der Wartzone durch und stosse tatsächlich auf einen Artikel über »Kommissar Rex«. Zufälle gibt `s! Da steht, die Sendung mit dem klugen Schäferhund ist auch in Japan ein grosser Erfolg. Da trifft mich der Schlag! (fast) Mir wird kalt und warm und meine Gesichtsfarbe wird kalkweiss, wie ein griechisches Landhaus. Jetzt weiss ich was ich den ganzen Tag vergessen habe. Ich habe den Japaner im Hotel Harmonie vergessen. Ist mir noch nie passiert. Was tue ich jetzt? Wie von der Tarantel gestochen springe ich auf, klopfe an die Scheibe mit der Aufschrift »NICHT KLOPFEN.« Die unfreundliche, nun zusätzlich zornige schwerst übergewichtige Krankenschwester stürmt wutentbrannt wie ein gereiztes Rhinoceros wieder aus dem Hinterzimmer und beginnt ihren Unmut hemmungslos und ungebremst freien Lauf zu lassen. Sie lässt diesmal alles raus, wirklich alles, ohne die geringste Zurückhaltung restlos alles! Diesen lautstarken nicht enden wollenden Schwall an ausfälligen und abwertenden und zu tiefst verletzenden Termini nehme ich ohne die geringste Empfindung auf. Wahrnehmen ohne zu Empfinden, das ist mein Lebensmotto. Eine Lebensweisheit, die das Leben als Schlüsseldienstler nicht nur leichter macht, sondern überhaupt erst möglich. »Ich muss kurz weg, komme aber wieder, muss ich ja. Ich habe ja Schmerzen,« rufe ich

dem Fleischklotz zu. Fözö, der ausgebrannte Concierge im Hotel Harmonie erschrickt nicht schlecht, als er mich erblickt. Er hat den Japsen ebenso wie ich vergessen. Gemeinsam stürmen wir in das Zimmer und erwarten Furchtbares. Tom hält das Handy bereit, um sofort bei Bedarf Rettung und Polizei oder zumindest einen Arzt zu rufen. Acht Stunden ist der Mann aus Fernost bereits in der winzigen Toilette nun gefangen. Wir erwarten nun entweder einen kollabierten blau angelaufenen bewusstlosen Halbtoten vorzufinden, oder einen tobsüchtigen Samuraikrieger, der uns mit seinem superscharfen Edelschwert zu Gurkensalat verarbeitet, und wir sind die Gurken. So was liest man immer wieder in der Zeitung. Ehrlich gesagt, wir rechnen mit dem Schlimmsten. Es ist verdächtig leise, in dem Einquadratmeterraum, zu leise. Ich öffne das klemmende Schloss mit einem Dietrich und tauche die schmale Tür einen Spalt auf. Vorsichtig gucke in den Nassraum. Die Disziplin dieser Menschenrasse ist phänomenal, der Schlitzzi hockt nackt mit den Füßen auf der Toilettenmuschel mit gefalteten Händen und lächelt selig. »Vielen Dank, für das verständnisvolle Service,« spricht er und strahlt vor Glück (er spricht halb Englisch und halb Deutsch). »Sie sind ein weiser Mann. Sie verstehen uns Japaner. Dies war mein erster freier Tag in meinem ganzen Leben. Ein Tag nur für mich, Danke!« Er gab uns ein fürstliches Trinkgeld und verbeugte sich und bedankte sich noch ein Dutzend Mal für unsere Weisheit. Damit steht es endgültig fest, in Japan ist wirklich alles verkehrt. Ich freue mich auf die Reise, dann irgendwann später. Die Hand schmerzt trotzdem höllisch, ich muss wieder zurück ins Spital, die warten sicher auf mich. Ich stehe wieder vor der Aufnahmeloge, traue mich aber diesmal nicht zu klopfen, also warte ich bis ich gesehen werde. Die Sumoringerin im Schwesternkittel hinter der massiven

Glasschutzwand würde mich garantiert in winzige Stücke in der Luft zerfetzen, bei der geringsten Berührung des Fensters. So stehe ich, verblute und warte geduldig. Siehe da, nicht lange. Die Kiste in weiss ist kaum wieder zuerkennen. Die Haare zerzaust, der Kittel teilweise aufgeknöpft und verrutscht lächelt die Schwester mit roten Pausbäckchen völlig aufgelöst mir durch das dicke Schutzglas zu. Was ist geschehen? Ich stehe etwas schräger als vorhin vor ihrem Reich, deshalb kann ich wesentlich weiter in den hinteren Bereich des Glaskobels blicken. Aus der Hintertür verdrückt sich ein männliches graumeliertes Lebewesen im weissen langen Mantel, eindeutig ein Arzt! Mir fällt es wie Schuppen von den Augen.... Beweis geliefert: Arzt – Krankenschwester ist kein Klischee. Die beglückte »Arzthelferin« knöpft sich den letzten Zwirnkopf zu und spricht durch das ovale Fenster (Bakterienschutz oder Schlagschutz?) »Aha, Sie sind also wieder da.« Ich kann mich nicht halten. »Nein ich sitz noch im Auto, komme aber bald.« Unglaublich, die vorhin grantige Krankenhausangestellte ist völlig verändert und lacht fröhlich auf, es steckt also doch ein menschliches Wesen hinter der Glasschutzwand, es musste nur geweckt werden. Dem Mädels hat die private Behandlung des Klinik Arztes gut getan. Die beglückte »Arzthelferin« vertröstet mich, dass der Doktor bald kommen wird. Sie unterstreicht ihre Aussage mit einem koketten Augenaufschlag und einer Prima Ballerina Drehung. Mein Gott, geht's dem Madel gut! Der Akademiker Notstand ist beseitigt. Und tatsächlich, es vergehen kaum fünf Minuten bis die Flügeltüre am Ende des Ganges aufschnellt und ein völlig verwahrloster unrasierter Mann mit zu bergestehender struppiger verklumpter Haarpracht betritt den Raum. Er trägt einen bodenlangen neuschneeweissen Mantel und bequeme Lederpantoffel. Sein Ausdruck wird dominiert von den schwärzesten aller schwarzen Ringe unter der blutrottesten

aller blutroten Augen. Er marschiert stocksteif und wie ferngesteuert. Nur die kleine Antenne fehlt am zerzaustem Köpfchen. Sein hohler Blick ist starr und heftet minutenlang ohne zu zwinkern an einem fixen Punkt der Wand. Die Gesichtsfarbe ist grau oder braun, nein gelb, auch nicht ganz, sie ist weiss oder doch eher durchsichtig. Ich weiss es nicht, der Mann hat keine Gesichtsfarbe. »Ich bin Doktorrrrrr Stanislav Stankowitz, wo sein die Mann mit die Hundbiss?« Eine winzige philippinische Schwester entfernt mir unvorsichtig und derb den selbst angelegten Notverband, während sie bei jeden schmerzhaften Zusammenzucken meinerseits so was in der Art wie Tschulli oder Tschulligung faselt. Ich bilde mir ein diese asiatische Krankenschwester schon mal in Leben gesehen zu haben, wenn ich mich recht erinnere, dann war das als ich für Gesundheitspolizei bei einem illegalen Bordell am Wiener Gürtel die Schlösser tauschen musste. Ich bin mir sicher, einer der verhafteten Untergrund Prostituierten war diese Asiatin. Dr. Stankowitz erzählt mit glasigen Augen, offensichtlich geistig völlig abwesend, dass er seit 56 Stunden Dienst macht. Er erzählt dies jedoch nicht direkt mir, nein er spricht in den leeren Raum, er redet nur so vor sich hin. Zusammenhanglose Sätze und Wortfetzen, aus denen ich mir erst einen Sinn reimen darf. Dieser Mann soll meine Hand behandeln? Wie beruhigend! Ich habe genau beobachtet, er hat noch immer keinen Liedschlag getan. Wahrscheinlich benutzt er polnische Aufputzmittel, einen Zahnstocher in den Augen, um ein augenblickliches Einschlafen zu verhindern. »Auswaschen!« befiehlt er laut und ohne Vorwarnung mit fast unverständlichen slawischen Akzent. Ich fahre ordentlich zusammen und die grobe Schwester schüttet mir einen viertel Liter (medizinische) Flüssigkeit über meine Finger. Sie tut das hartherzig und gänzlich ohne jegliches Gefühl. Jetzt wird

mir klar warum sie aus dem Puff geflogen ist. Ich möchte nicht einmal, dass die verrohte Reisfresserin meine Hand berührt, geschweige denn einen anderen Körperteil. Einen Augenblick stelle ich mir die malträtierten Freier während eines Schäferstündchen mit dem asiatischen Eisblock vor, aber dieser Gedanken verflüchtigt sich ebenso jäh, wie er aufgetaucht ist. Der Grund für die Rückführung meiner Fantasie zur Realität liegt auf der Hand, in diesem Fall wortwörtlich. Die fernöstliche Allrounderin schwenkt meine Hand ohne Vorwarnung in einer nierenförmigen Blechwanne, welche mit konzentrierter Salpetersäure gefüllt ist. Im Nu ist sie weiss angelaufen und brennt wie Salz im Auge. Obendrein würde meine Niere exakt in diese Schüssel passen, durchzuckt es mich. Hoffentlich hat die Belegschaft nichts Illegales und abgrundtief Böses vor, hier in dieser seltsam anmutenden Anstalt. Ich fasse den Entschluss, im Moment eines plötzlichen Bewusstseinsverlustes noch schnell meine Zunge zu verschlucken zwecks schnellen Todes, um nicht Opfer dieser sagenumwobenen weltumspannenden Organmafia zu werden, die VIPs und Politiker mit Herzen, Nieren und Lebern versorgt. Ich bin fest überzeugt, diese Personen hier (die dicke Schwester in der Anmeldele, die ungeschickte Philippinerin und der unter Drogen stehende Doktor) sind garantiert solche Händler für menschliche Ersatzteile. Ich sehe im Geist die Homepage vor mir www.stankowitz-nieren.com. »Machen Faust!« befiehlt der Mann mit dem jahrzehntelangen chronischen Schlafentzug erneut. Ich gehorche augenblicklich und ohne Verzögerung. »Offnen!« Ich gehorche. Dr. Stankowitz blickt in zwei gewaltige Riss-Beiss-Wunden, beide etwa 3 Zentimeter lang und bis auf die Knochen tief, schätze ich jedenfalls, denn ich kann stellenweise meine weissen Knochen inklusiv der angekratzten Beinhaut blitzen sehen. Die Ränder der

aufklaffenden Krater sind total ausgefranst. »Verbinden!« Die Schwester gehorcht. Zwanzig Sekunden später habe ich zwei Plastik-Fingerlinge auf Mittel- und Ringfinger und einen perfekten, aber überdimensionalen Verband. »Sollte man das nicht nähen?« traue ich mich schüchtern und flüsternd fragen. »Njet, ist Bisswunde!« bekomme ich von Dr. Stankowitz zu hören, dessen Erscheinung endgültig des Antlitzes Nosferatus gleich geworden ist. »Danke Herr Klaus Kinsky, mir gefallen alle Ihre Filme!« verabschiede ich mich, schaue in seine exorbitant geweiteten Pupillen und weg bin. Das war es auch schon. Das war die ganze Behandlung. Mein Besuch im Krankenhaus hat eine alte Binsenweisheit bestätigt, mit einem Arzt kann man kein Wort reden. Er ist entweder in Eile, im Drogenrausch oder »in« der Krankenschwester. Ich bin aber immer noch besser dran als mein Kollege Rick, der war vor einem halben Jahr ebenfalls in dieser Klinik, allerdings nicht bei Stankowitz, sondern bei Doktor Uhmabahtscha Tschathimuhatemkhal (oder so ähnlich) was soll ich Ihnen erzählen!

Im Auto reise ich mir den Monsterverband von den Fingern und lasse nur die Fingerlinge oben, die ich mit Elektriker Isolierband festzurre und mit den Zähnen abreisse. Ich muss ja sofort weiterarbeiten, ein neuer Auftrag ist reingekommen, wahrscheinlich ein Einbruch, und mit der Steinzeitkeulenhand würde ich mir schwer tun. Das heisst, ich vermute, dass es ein Einbruch ist, eigentlich weiss ich es schon. Während ich zu der Adresse hinfahre, freue ich mich, dass wenigstens die Schmerzen durch diese glasige Flüssigkeit betäubt sind, leider sind nicht nur die Finger gefühllos, sondern der ganze Arm bis zur Schulter hinauf ist total taub. Der Arm baumelt auf der Seite wie ein abgestorbener Ast. Der nächste Kunde, besser gesagt das Opfer dieses Einbruch-Verbrechens steht zigarettenqualmend

vor dem Haus. Vor ihm liegt ein kleiner Haufen von Kippen, der Typ raucht, das ist mir nicht mehr egal. »Mein Schloss fehlt«, schreit mich das Nervenbündel urplötzlich an. Kein Guten Tag oder Grüss Gott, Grüßen kann man wohl noch, wenn der Schlossermeister kommt, oder doch nicht? Ausserdem, warum schreit der Mann so, ich habe ja keinen Hörschaden und auch kein kaputtes Hörgerät. »Was genau ist passiert?«, kontere ich ebenso laut in der Hoffnung er begreift seine Dezibel Attacke auf meine Ohren. »Mir hat irgend ein Karnake mein Schloss gestohlen, ich kann nicht in meine Wohnung« wiederholt sich der Brüllaffe, diesmal geringfügig leiser, immerhin, er hat begriffen. Oje, denke ich mir, dem Typen hat man garantiert mehr gestohlen als das Schloss. Den wird gleich der gleich Schlag treffen, dann hat er wirklich einen Grund zum Schreien. Solche Einbrüche habe ich in meiner Laufbahn schon Hunderte gesehen. Die Ganoven brechen das Schloss aus der Tür, das geht schnell und leise. Tausende Leute habe ich schon gewarnt, aber mir hört ja keiner zu, und dann haben sie die Bescherung. Dieser Kunde kommt mir irgendwie bekannt vor. Nach kurzem Nachdenken fällt mir ein, nicht ganz vor einem Jahr habe ich ihn auf seine schwache Tür aufmerksam gemacht: »Sie sollten einen Sicherheitsbeschlag montieren lassen und ein besseres Zylinderschloss, Sie sind einbruchgefährdet!« habe ich den Besserwisser gewarnt. Ich führe diese Gespräche nicht aus Liebe zu den Menschen, sondern um die peinlichen Situationen im Aufzug mit einem sinnvollen Geplaudere aufzulockern und zu entspannen. Andere reden über das Wetter oder Krankheiten, ich rede über Einbruchschutz. Als intelligente Antwort habe ich damals bekommen: »Bei mir ist sowieso nichts zu holen!« Als ob der Einbrecher das wüsste.... Ich mein, der Einbrecher kann doch nicht wissen, was der Mann besitzt? Wie sollte er? Das hat er jetzt davon!

Ich freue mich tierisch. »Die Wohnung ist im dritten Stock, oder?« taste ich mich etwas unsicher vor. Er tritt nervös seine 20igste Zigarette aus und wir gehen ins Stiegenhaus. Als wir einige Schritte im Haus sind, höre ich irgendwo weit oben eine Tür zuschlagen und laute Schritte. Es hört sich an, als ob jemand Stiegen hinunter läuft und fünf Stufen auf einmal nimmt. Geräuschvoll und energisch springt die Person die Stockwerke runter bis er plötzlich um die Ecke stürmt und uns beiden etwa einen Meter gegenübersteht. Er erschrickt fürchterlich, wir nur ein wenig, wir hatten ihn ja schon rennen gehört. Der junge Mann bremst sein Höllentempo zu einem gemächlich lässigen Schlendern und grüsst mit gezwungenen Lächeln. »Grüss Gott die Herren!« keucht er. Am Rücken trägt er eine unfassbar grosse zum Bersten volle Umhängetasche. Mühsam stammelt der hypernervöse Bursch »Wenn Sie sich beeilen, dann erwischen Sie den Einbrecher, er ist noch in der Wohnung!« Mein Kunde verzerrt sein Gesicht zu einer Fratze, eindeutig ist bei ihm der urzeitliche Jagdinstinkt erwacht. »Danke Kumpel, den kauf ich mir!« ruft er den Mann mit den Handschuhen zu und zieht ab in Richtung Stiegen, ohne sich einen Gedanken zu machen woher der Unbekannte dieses Wissen nimmt. An mir drückt sich der schnaufende Typ mit der schweissnassen Stirn verlegen vorbei. Er kann sein Zittern nicht verbergen, die Höllenangst ist ihm ins Gesicht geschrieben. Er weiss, das ich es weiss. Beim Haustor angekommen dreht er sich noch kurz um und gibt Fersengeld wie Usain Bolt. Man braucht kein Einstein zu sein um zur Erkenntnis zugelangen, dass dies der Einbrecher war. Kurz überlege ich was ich tun soll, bis ich mich entschliesse das Richtige zu tun. Nämlich nichts! Erstens war der Mann äusserst freundlich und hat uns höflich gegrüsst, das hat ja mein Kunde nicht getan. Uns zweitens ist es mir völlig egal. Wäre es mir nicht egal, würde mir auch

keiner Glauben schenken. Irgendwie habe ich ein Gefühl heller Schadenfreude und tiefer Genugtuung. Ich predige seit Jahrzehnten wie ein Kreuzritter, für wirkungsvollen Einbruchschutz, aber wie ich schon sagte, einem stupiden Handwerker, wie ich es einer bin, hört ja keiner zu. Was kann ein gelernter und erfahrener Schlossermeister, der seit vielen, vielen Jahren in der Sicherheits-Branche arbeitet, schon wissen? Da holt man sich doch lieber gratis Rat bei der Polizei. Ein Ordnungshüter weiss sicher ganz genau Bescheid im Punkto Einbruchschutz, immerhin ist die Aufnahmebedingung für den Polizeidienst 1 Meter 68 Körpergrösse, das genügt. Ach ja und 25 Meter muss man tauchen können, das ist auch wichtig. Kommt in der Praxis oft vor. »Herr Inspektor tauchen Sie dem Dieb nach!« Die Wohnung ist übrigens total umgedreht und der Dieb hat alles gestohlen was nicht niet- und nagelfest ist. Sogar die versteckten Geldscheine im Zucker hat er gefunden. Das Telefonregister hat er auch mitgenommen, ob der Gauner wohl gehaut hat, dass mein gefinkelter Kunde die Losungsworte, Passwörter und Pincodes als Telefonnummern getarnt in das kleine Heft geschrieben hat? Ich montiere ein neues Zylinderschloss und nehme dem superklugen Kunden seine letzten 120 Euro weg, indem ich sofort kassiere. Da muss man drauf bestehen! Ich habe keine Lust 6 Monate zu warten bis die Versicherung endlich den Schaden reguliert, soll ein anderer warten.

Mir knurrt fürchterlich der Magen, aber in die Imbissbude an der ich gerade vorbeifahre mag ich nicht hineingehen. Letzte Woche habe ich neue Schlösser am Hintereingang montiert, weil die alten Zylinder völlig zugeklebt waren. Der gelangweilte Koch und sein südosteuropäischer Gehilfe hatten mich freundlicherweise kurzerhand zum Schiedsrichter befördert. Sie haben mit den Schnitzeln Fussball gespielt,

bevor diese mit einer Scheibe Zitrone zu den Gästen gebracht wurden. Eins-Null, Zwei-Null, -Tor und servieren, Mahlzeit! Normalerweise ist der Chef Schiedsrichter, aber der hat in dieser Zeit eine Gefängnisstrafe abgesessen, weil er die gegen ihn verhängte Geldbusse nicht bezahlen konnte. Irgendein Verstoß gegen das Lebensmittelgesetz. Seltsam, dass diesem feinen Lokal jemand Superkleber ins Schloss spritzt, Leute gibt's! Mir bleibt nur die Wahl zwischen hungern oder kotzen. Ich entschlüsse mich für den Hunger. Seit zwanzig Minuten ruft niemand an bei mir, das bedeutet mein Kollege ist wieder in der Firma und hat Telefondienst. Kommt für mich wie gerufen, ich habe noch eine Kundin, dann darf ich auch in den Laden fahren, Kaffee trinken und ein bisschen ausspannen. Die Kundin, eine junge Dame, was sag ich da, ein junges Mädchen, ein junges hübsches Mädchen wartet bereits auf mich. Sie ist sogar sehr hübsch, obwohl sie angemalt ist wie ein Karussellpferd. Hübsche Dinger sind in unserem Job so selten, dass ich mir sämtliche schöne Mädchen gemerkt habe, und das bei mehr als Dreissigtausend Kunden in den letzten zehn Jahren. Das ist allerdings keine besondere Gedächtnisleistung meinerseits, es waren ja nur zwei. Das heisst dieses Mädchel ist die zweite. Ich sage Ihnen ja, das ist ein Job für Loser! Für ein gutaussehendes Mädchen zu arbeiten ist schwierig, man wird nervös, denn man begegnet ihnen ja so selten. Trotz meiner Erfahrung komme ich ins Stottern und Schwitzen. Mit etwas Konzentration gelingt es doch, und die Tür springt auf. »55 Euro, bitte« stammel ich. »Magst reinkommen?« fragt mich die höchstens 22-Jährige ungeniert und schaut mich fordernd an. »Nein, nein, ich habe es ziemlich eilig, zum Quatschen fehlt mir heute leider die Zeit,« erwidere ich kurz. »Du bist auch nicht der Gescheiteste gelt?« sagt die vollgeschminkte Schönheit plötzlich im breiten Dialekt »Glaubst ich will quatschen? Ich

will die 50 Euro abarbeiten, du Blitzkneisser!« »Ähh nein« stottere ich purpurrot angelaufen, wie ein Burgenländischer Paradeiser. Mit solch einem direkten Angebot habe ich nicht gerechnet. »Das Geld wäre mir doch lieber.« Schlussendlich zahlt sie mit Valuten anstatt Naturalien und ich mache mir Gedanken wie viele Mädchen wohl so handeln müssen, weil sie keinen fetten Lehrer- oder Beamtenposten inne haben und nur fürs Löcher in die Luft starren oder fürs Zetterlschlichten Unmengen an Zaster abkassieren. Jetzt geht es endlich in den Laden, ein paar Schlüssel feilen und etwas die Füße hochlegen, natürlich ist das nur ein Wunschdenken. Kaum bin ich in unserem Hauptquartier angekommen, machen sich meine Kollegen blitzschnell aus den Staub und ich stehe mutterseelenallein im Laden. Mit Hüftschmerzen durchschiefe Sitzen im Auto, dampfenden Füße (stinkend will ich nicht schreiben, kommt aber der Realität näher) und gewaltigen Hunger. Naja, fast alleine. Die rumänische Zigeunerin ist noch immer da und steht nach wie vor wie versteinert vor unserer langweiligen grauen Blechstallage! Ich frage mich was die Hellseherin da den ganzen Tag gemacht hat. Nicht nur sie kann in die Zukunft schauen, ich kann das auch. Ich sehe zumindest in ihre. Die Möchtegerwahrwägerin wird im Irrenhaus landen! Kaum ist der Kaffee durch die Filtermaschine durchgelaufen und ich zum ersten Schluck ansetze, stehen schon wieder zwei Kunden vor mir, verdammt. »Wie kann ich Ihnen helfen?« frage ich den Ersteingetretenen, einen Mann mit hohlen Augen. »Waren Sie heute bei mir Schloss montieren?« »Nein, das war ich nicht!« Sollte der Mann das nicht selbst wissen, ob er heute von mir ein neues Schloss bekommen hat? »Und Sie, was brauchen Sie?« wende ich mich an den anderen Herrn, den mit der Baseballmütze, der mich mit seinen Glubschaugen fixiert. Mehr als zwei Drittel seiner

Augen sind ausserhalb des Kopfes, jeden Moment könnten sie raushüpfen, das ist in diesem Moment meine Angst. Was sind das für zwei komische Vögel? Ich habe grosse Mühe mir das Lachen zu verbeissen. Dem einen fehlen fast die Augen, dem anderen springen sie beinahe aus dem Kopf. Das zwei sind garantiert die Sieger im Buch der Rekorde mit diesem auffallenden Schönheitsfehler, und beide stehen gleichzeitig hier vor mir, welch Glück ich habe. Plus und Minus zieht sich also wirklich an. Hohlaugi lässt sich einige Sicherheitsschlösser vorführen und erklären. Nach der ersten Sekunde weiss ich, dass er mich nur sekkieren will. Dennoch dauert das Gespräch über zehn Minuten, bis ich beschliesse den Quälgeist einfach stehen zu lassen und endlich etwas zu trinken. Ein dritter Mann, er ist so winzig, dass ich ihn einfach nicht gesehen haben, weil er kleiner als unser Pult ist meldet sich plötzlich. »Schauen Sie her ich zeig Ihnen was«, werde ich von Reserve Tom Cruise aufgefordert. Ich raffe mich auf und mache höflichkeitshalber einen Blick in seine Hand, obwohl mich sein Geheimnis einen Tyneff interessiert. Er öffnet langsam seine Pranke und im Handteller liegt ein silberner Zylinderschlüssel. Sie werden sicher meine Hingabe und meine Überraschung verstehen, denn ein Zylinderschlüssel ist was ganz seltenes für mich. »Da schau'n`s gell?« »Da schau'n`s gell?« wiederholt er sich selbst voll stolz. »Natürlich schau ich, Sie haben mich ja förmlich gezwungen hinzugaffern,« gebe ich ihm schlagfertig zurück. »Sie wissen aber schon, dass dieser Schlüssel alle Stiegen bei uns in der Anlage sperrt, das ist ein Universalschlüssel!« Er will mich überzeugen, dass er den heiligen Kral in Schlüsselform besitzt. Mir reicht es langsam. Warum zeigt er mir diesen Furz? Was habe ich bloss verbrochen, dass mich Gott so bestraft? »Dann hüten Sie Ihren Schatz! Sie sind mein Idol!« sage ich zu dem Frühpensionisten mit viel

Freizeit und schiebe in bei der Tür raus. Die Eingangstür kann ich nicht mal zu machen, denn eine selbstbewusste äusserst kleingewachsene Dame drängt mich zur Seite und zur Tür herein. Hinter ihr trottet ein zwei Meter Kerl mit stupiden Lächeln nach (ihr Mann?). Zu aller erst macht dominante Frau mich aufmerksam darauf, dass sie nichts kaufen will, sondern nur Erkundigungen einholt und beginnt auch sofort mir Löcher in den Bauch zu fragen. Wie sicher ist dieses Schloss, und wie sicher ist jenes. Wie lange dauert die Montage, wann haben wir einen Termin und warum kostet das soviel und, und, und ... Pffff! Nach jeder Frage schaut sie zu dem willenlosen Riesenbaby auf und stösst ihn jedes Mal an. »Was sagst du, Egon?« Der Gehirnamputierte grinst jedoch nur, wippt dabei mit dem Schädel und zappelt unruhig. Die Zwergenfrau untermalt ihr immerwiederkehrendes Frageritual mit »Sehen Sie, mein Mann sagt das auch.« Ich komme minutenlang nicht zum antworten, mir fällt nur auf, dass ihr Mann kein Sterbenswörtchen gesagt hat und nur von einem Bein auf das andere wechselt. Mir geht der lebende Gartenzwerg gehörig auf die Nerven denn ich bin vom heutigen Tag ohnehin bereits etwas ausgelaugt. Zugegebener Massen bemerke ich etwas unhöflich. »Vielleicht gehen Sie mit Rex noch eine kleine Runde, mir kommt vor er muss Gassi.« Die Dame schaut etwas konsterniert und antwortet erstaunt. »Wieso soll ich Gassi gehen mit unserem Hund, wieso wissen überhaupt, dass ich einen Hund habe?« »Aha, Sie haben zwei Hunde? Das wusste ich nicht.« Endlich kapiert der herrschsüchtige Gnom. Sie schaut erzürnt zu mir auf holt aus und drischt ohne Vorwarnung mit ihrer Handtasche auf mich ein! Offensichtlich versteht sie keinen Humor. Die Hiebe machen mir nichts aus, wenn ich ehrlich bin amüsiere ich mich sogar darüber. Dann verschwindet das Paar, was mir nicht

unbedingt etwas ausmacht. Ich schüttle meinen Kopf und wundere mich über die Leute mit denen ich so zu tun habe. Wie viele Menschen in dieser Stadt leiden wohl unter latenter Gehirnschwäche? Ein Schluck Kaffee, ahh, wie gut das tut und schnell ein Stück köstlichen Marmorgugelhupf, mjam-mjam. Die Hälfte der Mehlspeise bleibt allerdings am Gaumen kleben, wahrscheinlich für den Rest meines Lebens. Es handelt sich um einer dieser berühmt berüchtigten und weltweit gefürchteten Klebekuchen. Einen Blick ins Internet kann nicht schaden, Emails abchecken und schauen was es Neues gibt. Ins Sozial-Network Facebook gucke ich ebenfalls hinein, denn auf diese Weise erfahre ich meist Neuigkeiten von der Familie. Wir sind nämlich auf Tod und Teufel zerstritten, und so bleibt dies als der einzige Weg die Ups und Downs von den lieben Verwandten zu ergattern. Nicht nur von meiner Familie gibt es hier Informationen, sondern auch von Konkurrenz, denn die dämliche schwer übergewichtige Tochter meines ärgsten Todfeindes schreibt alles, aber auch wirklich alles auf ihre Homepage. Jedes noch so kleine private Detail wird heutzutage von den jungen Leuten in die ganze Welt hinausposaunt. Mein Exkollege und nun Superfeind arbeitet ebenfalls beim Schlüsseldienst, wie übrigens alle in meiner Familie und oder im Bekanntenkreis. Sie sehen, wir sind nicht besonders einfallsreich im Berufsleben und auch nicht flexibel. Ich hatte und habe nie viel über für Lex Luther (benannt nach Supermanns Feind) meinen Hauptfeind, der ja irgendwie und über drei Ecken mein Schwager sein soll. Übrigens waren wir mal gute Freunde, allerdings ist dies fast 20 Jahre her und unsere Freundschaft währte nur einen Tag. Genau genommen nur einen halben Tag, denn während der Mittagspause flogen schon die ersten Schlosserwatschn. Seit damals sind wir spinnefeind bis in Tod. Ich habe übrigens auch noch andere

Schwager und Schwägerinnen, die mag ich auch nicht. Lex Luther hat Krebs, das steht hier, sein kluges Töchterlein hat es auf ihre Seite geschrieben! Diese Meldung stimmt mich nachdenklich. Denn: Hoffentlich stimmt diese Nachricht auch. Man weiss ja nie wie es um den Wahrheitsgehalt bei Internetnews bestellt ist.... So gute Neuigkeiten habe ich schon lange nicht gehört, ich fahre gut gelaunt den Computer runter, im Radio spielt es »Hallo – Grüss Gott, lange nicht gesehen« von den Helbigs, ich singe laut und fröhlich mit. Leider nicht das ganze Lied, denn schon nach der ersten Strophe geht der Kundenmarathon weiter. Ein Ladenkunde jagd den anderen, dazwischen läutet ununterbrochen das Telefon. Einmal ist Rick am Apparat, der mir mitteilt, dass unser Chef bereits vor zwei Stunden gegangen ist. »Danke, dass du mir das gesagt hast, das hätte ich nicht gemerkt. In unseren Hallen kann man sich ja prima verstecken Ha, Ha, Ha (der ganze Laden misst vielleicht maximal 50 Quadratmeter)!« »Wollte dich nur pflanzen, ich habe noch eine kleine Arbeit dann komme ich in die Firma« , sagt er und legt auf. Ich lege ebenfalls auf und schmunzel etwas über die kleine humorvolle Einlage. Das Lächeln gefriert mir jedoch im Eiltempo auf meinen Lippen, denn mich schauen fünf verärgerte Kunden an. Einer der fünf, geschätzte 45 Jahre alt, ergreift das Wort. »Wieso führen Sie Privatgespräche während der Arbeitszeit? Ich bin zwar schon in Pension, aber bei uns im Gemeindeamt hätte es das nicht gegeben. Ist die Katze aus dem Haus, haben die Mäuse Kirtag.« Der zweite Kunde, der Kleidung und dem Auftreten nach seit Jahren (Jahrzehnten?) Sozialhilfebezieher ist gleich mit dabei. »Ja, ja, heutzutage ist es schwer Personal zu finden, die jungen Leute wollen ja nicht mehr arbeiten. Die wollen ja nur Spass und möglichst viel Geld, keinerlei Moral.« Natürlich meldet sich auch der dritte zu Wort. »Ich

bin Lehrer und ich kann sagen, wer in so einem Geschäft arbeitet, der taugt sowieso nichts. Das ist doch nur Ausschuss!« Bevor ich mich rechtfertigen kann gibt auch noch der vierte Kunde seinen Senf dazu. »Das ist echt Witz, ich bin bei der Post beschäftigt. Wir kommen schon anders dran als dieser Siebenschläfer.« »Haben Sie auch was zu sagen?« frage ich die Nummer Fünf. »Ich kann nur sagen, arbeiten habe ich Sie noch nie gesehen. Ich bin beim Ordnungsamt und ich kann bei Ihrem Schlüsseldienst vorbeigehen wann ich will, Sie telefonieren immer und lachen dabei.« Fast einstimmig erklingt es wie im Gefangenchor von Nabukko. »Und so einen Schmarotzer müssen wir erhalten!« Das habe ich gebraucht. Fünf fleissige Menschen, die einer Meinung sind und mich zum Faulpelz abstempeln. Nur der Zigeunerin ist die ganze Sache egal, sie steht noch immer vor dem Regal und nimmt von der Aussenwelt und von den Szenen, die sich um sie herum abspielen keine Notiz. Bevor ich den ersten der fünf tragenden Staatssäulen nach seinen Wünschen fragen und bedienen kann, meldet sich das Telefon wieder. Zehn Augen starren mich mit Blitzen an, so traue ich mich nicht sofort abzuheben. Den Anrufer dürfte das nicht stören, denn er lässt nur zweimal läuten. So wichtig kann das scheinbar für den Anrufer nicht gewesen sein. Zehn Sekunden später läutet das andere. Diesmal sind mir die fünf Kunden egal, ich hebe ab. Sofort beschallt mich eine furchtbar unhöfliche grelle Stimme in gewaltiger Lautstärke. »Sagen Sie mal, was erlauben Sie sich, warum gehen Sie nicht zum Telefon? Ich habe gerade Ihre andere Nummer angerufen, sind Sie sich zu gut zum telefonieren?« »Ich verstehe nicht,« antworte ich stockend, aus der Fassung gebracht. »Stellen Sie sich nicht dümmer als Sie sind, ich habe Stunden läuten gelassen und kein Mensch fühlt sich bemüssigt, den Anruf entgegen zu nehmen. Haben

Sie das nicht mehr notwendig?« Ich versuche mich zu rechtfertigen. »Naja, jetzt übertreiben Sie aber ein bisschen. Stunden des Lätens werden es wohl nicht gewesen sein.« Die Anruferin gerät in Rage. »Jetzt wird er auch noch frech!« kreischt sie ins Telefon. Ich unterbreche ihren Wortschwall. »Ich nehme alle Schuld auf mich, wie kann ich Ihnen nun helfen?« »Wenn Sie wieder mal gedenken zu arbeiten, dann kommen Sie in Langenfeldgasse. Irgendwas stimmt mit unserem Schloss nicht, wir können jedenfalls nicht in die Wohnung und da haben wir ein bisschen selbst herumgefummelt, und jetzt geht gar nichts mehr. Nun dachten wir uns, Sie sind zuständig.« »Zuständig bin ich nicht, aber ich kann Ihnen gerne helfen«, berichtige ich die kreischende Person. Langenfeldgasse klingt nicht gerade zentral, deshalb mache ich auch eine Stunde Wartezeit aus. Das macht ihr nichts aus, sie und ihr Mann sitzen sowieso beim Nachbarn, so ein armer Mann. Niemals in meinem Leben öffnete ich meine Wohnung, wenn jemand vor der Tür stünde und um Hilfe bittet. Und noch weniger, wenn es mein Nachbar wäre. Glauben Sie ich höre mir eine Stunde den Stuss an, den mein Nachbar von sich gibt? Vier der sympathischen Kunden schaffe ich in wenigen Minuten abzufertigen. Ein paar Schlüssel, ein paar Ringe, einen Schlüsselanhänger mit Alarmsirene (als ob da jemand reagierte, wenn es Pfiiiiit macht), ein Fahrradschloss um drei Euro (das garantiert niemand auf der Welt knacken kann! Jedenfalls glaubt mir der Lehrer das - He, He) und ein völlig veraltetes Zusatzschloss zum selber montieren, ich bin der geborene Verkäufer. Nur der letzte Kunde macht mir gewaltige Sorgen, er will die Reparatur abholen, die seit vier Wochen hinten auf meiner Werkbank liegt. Er hat vorhin angerufen und irgendwer hat ihm gesagt, es sei fertig und zum Abholen bereit. Wenn ich den erwische, der das gesagt

hat! Ich habe nicht mal noch angefangen mit dem Zinnober. »Einen Moment, ich hole es aus der Werkstatt«, lüge ich um Zeit zu gewinnen, mir muss blitzschnell ein Ausrede einfallen. Was sage ich bloss? Verdammt ist das peinlich. Wunder geschehen! Mein seltsamer Chef hat in seiner heutigen manischen Phase einige Schlossreparaturen durchgeführt, darunter auch diese. So einen Chef wünscht man sich! Das macht er manchmal, eben immer dann, wann er seine Schaffensphase hat. Er hilft uns Angestellten dann immer und übernimmt die leichtesten Arbeiten. Er repariert Dinge, an denen nichts verhaut werden kann. Wir Arbeiter freuen uns trotzdem, es erspart uns viel Zeit. »Hier bitte, hier ist es!« sage ich voller stolz und präsentiere das dreissig Jahre alte Klumpert. »Macht 44 Euro, das war eine Menge Arbeit. Das war so kompliziert, dass unser Chef und Meister persönlich Hand angelegt hat.« Der Typ, ich glaube es ist der vom Ordnungsamt, blättert 40 Euro auf den Tisch und meint. »Zehn Prozent sind Rabatt für einen öffentlichen Bediensteten; das ist so üblich.« Wusste ich gar nicht, das dies so »üblich« ist, nur geahnt hatte ich es. Darum habe ich schon den Preis im Vorfeld verdoppelt. So verdienen wir immer noch mehr als an normalen Kunden.»Natürlich ist das so üblich, wir Gewerbetreibenden sind sehr froh, dass es Staatsangestellte gibt. Ihr seid wichtig, deshalb bekommt Ihr auch alles billiger«, kontere ich und mache einen untertänigen Eindruck. »Ich bin froh, dass Ihr Meister die Arbeit durchgeführt hat, Sie hätten es wahrscheinlich nicht gekonnt, deswegen musste ich so lange warten«, gibt er zurück und plustert sich auf, wie ein Pfau auf Brautschau. Endlich verschwindet der unnötige Blinddarm aus unserem Laden, das war der letzte der glorreichen Fünf, die mich in vergangenen zwanzig Minuten zur Schnecke machten und meine Lebenszeit gehörig verkürzten. So! Jetzt reicht es, die

Bagage hat mich fast zur Weissglut gebracht, ich möchte nun endlich meinen Kaffee trinken und einen Happen essen. Ausser Rick und Alex hat sich heute überhaupt niemand hier blicken lassen. Frau Birgit war nur kurz hier und die anderen Kollegen hatten eine schwere Montage, das weiss ich. Alex war auch nur ein paar Minuten hier, er hat sich nur etwas Werkzeug geholt. Er montierte alleine (!) zwei Sicherheitstüren in einer Siedlung an der Peripherie der Stadt, bis der intelligente Hausbesitzer draufgekommen ist, dass er Alex das falsche Haus gezeigt hat, die Türen gehören in ein anderes. Er meinte lapidar: »Das kann schon mal passieren, dass man sich in der Adresse irrt, die Reihenhäuser in einer Reihe in einer Reihenhaussiedlung (wie scharfsinnig der Mann formuliert) sehen alle gleich aus.« Alex schaffte den Aus- Um- und Neueinbau nicht mehr alleine, so musste ihm Herr Schneider helfen. Dessen Arbeit blieb unterdessen liegen. Der Auftraggeber ist ausserdem nicht bereit, die horrenden Mehrkosten zu bezahlen. Er besteht auf seine Sicht der Rechtslage: »Die Schuld liegt bei Ihrer Firma, das beauftragte und ausführende Unternehmen hätte genauer die Adresse prüfen müssen.« Mein Chef streitet schon lange nicht mehr mit Kunden oder wagt den Schritt zu Gericht. Wenn mein Chef nicht viel weiss, aber er weiss, was sinnlos ist. Ein Schlüsseldienst verliert immer vor dem Kadi, das ist ein (un)geschriebenes Gesetz. Mein Chef hat massig Erfahrung auf diesem Gebiet, aber nicht nur auf geschäftlicher Ebene, nein auch privat zieht man immer den kürzeren. Vor Jahren hat sich der arme Mann als Eigenbelohnung für jahrzehnte lange Schuftelei im Aufsperrdienst, insbesondere im Nachtdienst, ein schönes deutsches Auto gegönnt. »Einmal im Leben mal was Gutes besitzen« dass war seine Begründung für den sündhafteuren Wagen. Die Ernüchterung folgte bald, sehr bald. Bei der

ersten Ausfahrt merkte er, dass die Luxuskarosse zur Seite zieht. Das ist insofern leicht festzustellen, weil auf der Motorhaube dieser Marke eine Art Fadenkreuz als Symbol prangt. Mein lieber Arbeitgeber wollte diesen Missstand nicht auf sich sitzen lassen. Nach drei Jahren nervenzerüttenden Rennerei mit Rechtsverdrehern, Anwalt, Sachverständiger und was es sonst noch an sinnlosen und überflüssigen Menschen gibt, war er nochmals soviel Geld los wie der Ausschusswagen gekostet hatte. Vor dem hohen Gericht durfte er nicht ein einziges Mal sprechen, nur zahlen. Das war es schon, das war die ganze Geschichte. Der Hausrichter der Automarke hat das Urteil gefällt. Prozess verloren und Auf Wiedersehen! Seit damals ist mein Chef noch seltsamer geworden. Also zahlen wir den horrenden Schaden mit den falsch eingebauten Sicherheitstüren.

»Rick, wo bist du, ich muss weg«, brülle ich ins Telefon. »Zehn Minuten, ich komme schon, mir ist nur ein beim Auto vorne was abgebrochen, keine Ahnung was, Querlenker, Stossdämpfer oder was weiss ich. Jedenfalls steht der Wagen total schief. Die Vorderräder machen eine Figur wie die X-Füsse von der bladen Chinesin gestern.« »Oje«, gebe ich zur Antwort, »das ist schlimm und was machst du jetzt?« »Keine Sorge«, erwidert er gut gelaunt, »das ganze Malheur ist nicht weit von Gustavs Werkstatt passiert. Er hat mich sofort reingeschleppt und ist schon am Schweissen. Wie gesagt, Gustav ist bald fertig.« Ob das nicht gefährlich ist? Ricks Firmenwagen ist älter als meiner, und das will was heissen. Er fährt einen echten Seelenverkäufer auf Rädern. Fast 500 000 Kilometer am Tacho und das alles in der Stadt gefahren. Dauernd bricht irgendwas ab, und Teile werden verloren. Dieses Kraftfahrzeug als Wrack zu titulieren wäre untertrieben. Siehe da, kurz nach diesem Gespräch taucht Rick tatsächlich mit seinem fahrenden Schrotthaufen auf und

ich mach ich auf den Weg zu der überlauten Keiffen mit Schlossgebrechen, die geglaubt haben sie können es selbst in Ordnung bringen.

Die Adresse (Langenfeldgasse) ist in einem Aussenrandbezirk über der Donau, das ist zwar weit, aber ich kann vorher noch bei dem kleinen Kaffeehaus einen Beschlag tauschen, der Drücker wackelt seit Jahren und das Lokal liegt am Weg, höchstens fünf Minuten Umweg. Der Besitzer wartet bereits lange genug auf die Reparatur, aber er hat mich extra darauf hingewiesen, dass ich nur kommen soll, wenn ich etwas in der Nähe zu tun habe, denn er hat es nicht eilig. (Kein Wunder nach einigen Jahren) Er will sich die Wegzeit ersparen. Sieht man ja ein, dafür muss er warten. So ist beiden Seiten geholfen. Das Cafe liegt auf der selben Strasse wie ein bekannte öffentliches Freibad. Ein Bad in dem ich als Kind des öfteren war und seit damals nicht mehr. Ist auch schon einige, vielleicht sogar einige sehr viele Jahre her. Ich bleib kurz stehen vor dem Eingang und schaue durchs Gittertor, und leichte Melancholie überkommt mich. Wie gerne würde ich an diesem strahlend heissen Tag schwimmen gehen, aber leider, wie immer keine Zeit. Obwohl es mich heute eh nicht so richtig freute, wenn ich mich so umblicke. Die gesamte Liegewiese, eine Riesenareal, ist überfüllt mit Lehrern, die seit Monaten umkugeln bei vollen Bezügen und in zu kleinen Adidasbadehosen. Die müssen äusserst gescheit sein, die Lehrerzunft, durchfährt es mich. Immerhin schaffen sie es sieben Monate fast nichts zu arbeiten und dann noch fünf Monate bezahlten Urlaub zu geniessen, und das ganze bei achtzehn Monatsgehälter pro Jahr. Während des Unterrichts verraten sie ihr Geheimwissen nicht, sondern nur in der hochbezahlten Nachhilfestunde. Die Nachhilfesçhüler werden unauffällig vermittelt. Prof. Hozak schickt seine Schüler zu Prof. Zohak und umgekehrt. Ja, ja kluge Leute

eben. Mein Gott, sind wir Handwerker blöd! Wir schufteten wirklich! Egal, ich bin halt kein kluger Lehrer, nur ein begabter äusserst geschickter Schlosser mit zwei rechten Händen. Mit diesen Vorraussetzungen kann man kein Geld verdienen im Beamtenparadies. Als ich so durch den Maschenzaun auf das blaue Bassin und die vielen bunten Kühlkoffer starre, merke ich erst, welch gigantischer Durst mich quält. Den ganzen Tag habe ich nichts getrunken! Deshalb ist mir so seltsam zumute, man vergisst auf die untersten Bedürfnisse im Schlüsseljob. Mit jedem Schluck den man in sich hineinleert, wächst Problem des »Wiederhinauslassens«. Ich bin überzeugt, es gibt in ganz Wien keinen Baum, keine Baustelle, keinen Platz, wo nicht schon ein Kollege oder ich seine Notdurft verrichtet hat. Toiletten gibt es ja keine. Ich nutze trotz des Zeitmangels die Gunst der Stunde und husche in den etwa zwanzig Meter entfernten Supermarkt, ob diese Lage wohl Zufall ist?

Es ist einer von fünftausend Märkte dieses Konzerns der ganz Europa überzogen hat mit der absolut geschmacklosen EU-Qualitätsware im Sortiment. Als ich gerade an der Kassa stehe und meine Flasche Wasser bezahlen muss (unvorstellbar, ich muss Wasser kaufen in einen der regenreichsten Länder der Welt), kommt ein jüngerer Mann zurück zur völlig, aber wirklich völlig überlastet Kassiererin und meldet er habe die Rechnung vergessen für die eben erworbenen Partybecher, er brauche diese aber. Die bis auf den letzten Nerv fertige Kassafrau schwitzt, glänzt, stinkt und sieht den etwa dreissig Jährigen abfällig wie einen Kindersexualverbrecher an. Sie hält den mit allerlei Unrat überfüllten übel riechenden Mistkübel den gut gekleideten Kunden vor die Nase und lallt überarbeitet und benommen. »Den Zettel müssen Sie selbst im Dreck suchen!«

Unglaublich! Was man sich alles bieten lassen muss. Das Wasser schüttele ich auf dem Weg zum Auto in meine vom Stadtverkehr geschwärzte staubige Dieselmotorhaube und schaue mir nochmals voller Neid die faul herumkugelnden Professoren an, ein widerwärtiger Anblick ist es schon ein bisschen, wenn gesunde kräftige Männer sich in Trägheit sohlen, dann geht es zum Cafe. Der Chef, ein schmieriger Langzeitalkoholiker mit pockennarbiger Haut, glasigem Blick und einkaufstüchengrossen Tränensäcken begrüsst mich. Es der Typ Mensch, der fünf Mal täglich duschen muss um seine Schnapsausdünstung wegzuwaschen, deshalb ist auch seine Frisur ein Mittelding zwischen nass und fett. Er will mir die Hand geben, ich kann aber dieser widerlichen Klaue geschickt entkommen, denn in der Rechten trage ich meine Werkzeugtasche und die Linke ist eingebunden. Er macht Witze über meine Verletzung, von denen ich hier nur einen wiedergeben kann. Nämlich, ob ich beim Schach vom Pferd gefallen bin. Ha, Ha. Ich lache falsch, vielleicht gibt es Trinkgeld. Die anderen Scherze kann, will und darf ich hier an dieser Stelle nicht niederschreiben, die sind so etwas von dreckig und ordinär, dass selbst eine langgediente Dame des Rotlichtmilieus angewidert wäre und vor Ekel ausspucken würde. Abgesehen davon sind die Witze weit entfernt von lustig. Ich lache trotzdem hell auf, wie gesagt, wegen des Trinkgeldes. Es führt mich sogleich »nach hinten« zur besagten Türe. Es ist eine Blechtüre zwischen Küche (Der Kaffeehausbesitzer nennt diesen fensterlosen Muffelraum so) und dem Lichthof. Wissen Sie was ein Lichthof ist? Ja? Aber nicht so ein Lichthof wie dieser. Jetzt machen Sie sich auf etwas gefasst. So etwas wie diesen Lichthof hatte ich noch niemals zuvor in meinem ganzen Leben gesehen, und Sie auch nicht, garantiert! Ich ziehe an der Blechtüre, sie öffnet ruckartig mit einem begleitenden Schmatzgeräusch nach

innen, und erstarre binnen Sekundenbruchteilen wie zu Eis vor Schreck. Das passiert mir als langjähriger abgebrühter Grossstadtschlüsseldienstler eigentlich nie, aber hier in diesem speziellen Fall schon. Ich hatte schon viele verdreckte Häuser und Wohnungen in meiner Karriere gesehen, dieser Innenhof schlägt jedoch alles bisher Dagewesene. Der ganze Hof etwa fünf Mal vier Meter mit fahlem Lichteinfall ist etwa einen Meter hoch übersät mit toten Tauben! Tote Taube wohin ich schau. Frisch tot, länger tot, halb verwest und ganz verwest, es ist unvorstellbar ekelig und widerlich. Ein einziger Brei aus Kadavern. Es müssen Tausende, wenn nicht sogar Zehntausende tote Tiere sein. Dazu liegt ein stechender beissender Verwesungsgestank im undurchlüfteten dunklen Viereck. Der abgestandene brütende Verfaulungsgeruch trifft mich wie eine warme feuchte Wand. »Die armen Viecherln fliegen da herein und können nicht mehr raus, der Hof ist zu klein zum Aufsteigen«, erklärt mir mein Kunde grinsend. Winzig kleine schwarze Zähne kommen zum Vorschein. Hilfe! Ich bin inmitten eines Horrorfilms gefangen. Zu allen Überfluss laufen über die Tausenden Tierleichen noch Hunderte Ratten in jeglicher erdenklicher Grösse und jeden Alters. Die Aussenseite der Blechtüre ist nicht mehr als solche zu erkennen. Total überzogen mit weissgrauen Vogelkot, sosehr, dass man Beschlag überhaupt nicht mehr und selbst den Türdrücker fast nicht mehr entdecken kann, auch nicht unter grösster Anstrengung. Eine Flüssigtapete des Grauens und der Seuchen. Der Wirt nimmt die Türschnalle voll in Hand, wie ich zu Hause meine blitzsaubere Badezimmertüre und drückt sie einige Male auf und nieder reisst hin her und wackelt damit. Er will mir damit beweisen, dass die Beschläge ausgetauscht werden müssen. (Er verfügt offensichtlich über enormes althergebrachtes Geheimwissen, denn er kann auf dieser extrem vollgeschissenen Türe den

Drücker finden). Ich kann es nicht glauben, dass Walter, so hat er sich vorgestellt, ohne Schutzhandschuhe diesen Seuchen- und Bakterienpfluß angreift und noch fest zudrückt. So fest, dass die obere Kruste des Taubenkots aufbricht und der weissgraue schlitzige Matsch zwischen seinen klobigen Wurstfingern durchgepresst wird und natürlich auch dort kleben bleibt. Selbst mit eiserner Disziplin und unter grösster Mühe schaffe ich es nicht meinen jäh auf steigenden Brechreiz zu unterdrücken. Ich bin an und für sich diszipliniert wie die Queen und habe auch einen sogenannten Saumagen, auch ist bei mir die Schwelle zum Grausen sehr hoch, aber dieses Schauspiel des Eckels hier ist selbst mir schlicht und einfach zu viel. Sämtliche Eingeweide ziehen sich urplötzlich zusammen und mich reckt es einige Male fürchterlich, bis ich im hohem Bogen meinen gesamten Mageninhalt noch in der Küche stehend auf den hüfthohen, dampfenden und brodelnden Leichenberg mit Hochdruckstrahl raufkotze. Meinen Oberkörper beuge ich weit vor um ein Berühren der Leichenwand unter allen Umständen zu vermeiden. Oh mein Gott, ist das unappetitlich, die Ratten, die Leichen und der Mief. Der Lokalbesitzer sieht mir mit steinerner Miene regungslos zu. »Nau, hast einen empfindlichen Magen, Kleiner?« Mir rinnt der Sabber das Kinn hinunter, und ich glaube ich speibe meine Leber aus mir raus, so dermassen übel ist mir plötzlich. Der Chef des Lokals fragt lapidar, wiederum gänzlich ohne Mimik, ob ich ein Stamperl mit Selbstgebranntem Schnaps möge, ihm helfe das jeden Tag. Den Mann ist jeden Tag so schlecht? Ein echtes Vorbild! Ich verneine aus Angst meinen Magen vollends bis ans Ende meiner Tage zu zerstören. Aus der Gaststube höre ich eine raue rauchige weibliche Stimme, ich mag gar nicht sehen wie das dazugehörige Weib aussieht. »Geh Wäudl (Walter), wenn

du schon in der Küche stehst mach mir einen Toast Hawaii, ich hab mächtig Kohldampf, ich könnte einen Bären fressen.« Nach diesem Speisewunsch habe ich noch weniger Lust diese hungrige Dame sehen zu müssen. »Mach ich dir sofort, Jasmin! Mit Ananas, so wie immer!« Nau sicher mit Ananas, einen Hawaii halt, stell dich nicht depad, sonst lass ich dich nicht drüber und du musst es rausschwitzen, Hahhhhh, Hahhhhh« Der Ruf nach Essen wird mit einem Keuchhusten ähnlichen hechelnden Lachen beendet. Von einem Mädchen mit Namen Jasmin hat man garantiert eine andere Erwartung. Ich stelle mir vor, ein Freund arrangiert ein Treffen, man freut sich auf ein Mädels mit diesem exotisch erotischen Vornamen, und dann entpuppt sich das Date »als die Jasmin« aus dem Cafe Walter. Die Realität saust herab wie Thors Hammer! Noch ist kein Ende dieser Horrorvorstellung in diesem lebensgefährlich ungünstigen Vorstadtkaffeehaus, denn jetzt passiert das absolut unfassbarste, unvorstellbarste und unglaublichste das ich jemals in meinem ganzen Leben gesehen hatte: Walter macht sich ran Jasmins Speisebestellung zuzubereiten dazu tätigt er einen Schritt in Richtung abgenutzter und abgesplitteter Küchenarbeitsplatte, nimmt zwei Weissbrotscheiben aus der Verpackung und fängt gemächlich an einen Toast mit Schinkenwurst zu belegen. Die gewaltigen Klumpen wässriger und auch eingetrockneter Taubenscheisse auf seiner Pranke ignoriert er völlig, auch die Rattenkörnchen, obwohl seine Hände total voll mit den Viren und Bakterien Exkrementen sind. Ich gaffe! Ich starre! Ich schaue ihm einfach zu, wie er schmiert und belegt, und sich zwischendurch selbst im Gesicht kratzt. Mich fängt es wieder mächtig an zu recken und spüre den nächsten fatalen Kotzanfall. Alles, aber wirklich alles krampft sich in mir äusserst schmerzhaft zusammen, ich habe Angst mit der nächsten Welle die aus mir herausschiesst

ohnmächtig zu werden. Die Hand, die ich schützend vor meinen Mund halte, kann den kraftvollen Schwall nicht stoppen, der hellgelbe dünnflüssige Kotzstrahl quillt energisch durch die Fingerzwischenräume und tropft auf den klebrigen Küchenboden. Der Rest sucht seine Freiheit durch meine Nase. Dieses Szenario, will ich unter allen Umständen beenden. Deshalb beschliesse ich, sozusagen als letzten Ausweg die Flucht anzutreten, vor einem Verlust des Bewusstseins. Ich muss hier raus, aber sofort! Raus aus dem Fäulnisgestank, raus aus diesem Umfeld, raus aus diesem Lokal. »Ich hole Werkzeug!« stammel ich gepresst und unverständlich, schnappe meine Tasche und renne durchs dunkle Cafe, vorbei an Jasmin (keine Ahnung welche der weiblichen Gäste das ist) und vorbei an den anderen Gästen. Schnell ins Auto, Knopf runter, Augen zu und mit mentalem Training das Erlebte verarbeiten, etwas anderes bleibt mir nicht über.

Das es überhaupt so etwas gibt?

Das es so etwas überhaupt gibt?

Gut, mit konzentriertem Kopftraining geht mir nach wenigen Minuten besser, ich habe mir eingeredet, ich hätte nur geträumt, das hilft. In dieses Kaffeehaus bringen mich keine zehn Pferde mehr, egal was passiert, dieser Ort ist tabu. Es gibt ihn einfach nicht. Auf geht es zur der keifenden Person, die wahrscheinlich selbst das Schloss kaputt gemacht hat. Die Kunden warten sowieso schon eine Stunde bei den Nachbarn, aber es macht ihnen nichts aus, das hat die Dame mit der schrillen Stimme extra betont. Ob das die Nachbarn auch so sehen? In drei Minuten bin ich dort, glaube ich zumindest. Kaum starte ich meine Rostlaube und reisse am Pistolengriff der Schaltung fängt das doofe Handy zu klingeln an. Es ist Lügnerin mit der erfundenen Hochzeit von heute Mittag. »Hallo, Sie sind das, gelt? Sie waren heute bei mir, täusche

ich mich nicht oder?« Ich erkenne die verlogene Plastikmantelträgerin sofort wieder. »Ja, ich war das, was kann ich tun für Sie?«, nuschel ich furchtbar unfreundlich ins Telefon, welches ich absichtlich weit weg halte, um ein Verstehen noch schwieriger zu machen. Warum sollte ich freundlich sein, so toll war die verlogene Dame nicht. »Sie, Sie Gesindel«, flucht sie ins Telefon, »Sie haben unsere Türe zerkratzt, kommen Sie her und sehen Sie sich gefälligst den Schaden an!« Ich bin perplex aufgrund dieser Unterstellung. Ich weiss Hundert Prozent, dass ich die Tür dieser verlogenen Frau nicht zerkratzt habe. Kann schon mal einen Neuling in Branche passieren, so ein Missgeschick, mir aber mit Sicherheit nicht! Ist mir noch nie passiert. Selbstverständlich muss hin und wieder ein Schloss aufgebohrt oder zerstört werden, aber eine zerkratzte Tür, nein mir noch nie. »Ich komme nicht zu Ihnen, Sie haben mich mit Ihrer erfunden Hochzeit angelogen, also lügen Sie jetzt wieder. Auf Wiederhören,« schnauze ich die Alte mit der Honeckerschürze an, mir sind solche Leute zu tiefst zuwider. Bevor ich auf lege höre ich noch: »Ich habe Zeugen, dann hole ich die Polizei.« Soll sie zu den Polypen gehen, das ist doch mir egal, die Sache wird sich in Luft auflösen, da mache ich mir keine Sorgen, unangenehm ist es trotzdem. Das selbe Spiel, das ich gerade am Telefon hatte, wiederholt sich nun bei dieser Aufsperrung, Sie wissen schon die schrille Person mit dem Schlossgebrecchen, die beim leidgeprüften Nachbarn wartet und ihm seit einer Stunde die Ohren malträtiert. Hätte ich das gewusst, dann hätte ich auf diesen Auftrag verzichtet. Aber da ich nicht hellsehen kann (das kann nur die Rumänin in unserem Laden) fahre ich zu dieser Adresse. Kaum erblicke ich das Schloss und die Tür, weiss ich haargenau Bescheid, die Kunden haben bereits ausgiebig herumgedoktert und natürlich so ziemlich alles ruiniert was

man nur ruinieren kann. Der Zylinder ist verbogen, das Schild verbeult, das Türblatt zerkratzt. Ein kurzer Gruss und ran an die Arbeit. Der Zylinder muss raus. Fünf Minuten später habe ich einen neues Schloss und neue Beschläge montiert. Die tiefen Kratzer in der Türe werden mit farbpassenden Holzkitt verspachtelt, fertig! Ich übergebe die neuen Schlüssel und freue mich wirklich, fachmännisch und schnell geholfen zu haben, da geschieht es. Die Dame mit dem fürchterlichen Organ schreit mich in einer Lautstärke nieder, dass mir fast das Trommelfell reisst. Der Nachbar und ihr Mann stehen daneben. »Sagen`s bloss, Sie wollen jetzt auch noch Geld für Ihre Schandtat Sie Scharlatan«, fährt sie mich wirsch an. Meine Ohren vibrieren und drohen zu platzen, die Haare weht es mir weit zurück. »Sie haben meine schöne Türe zerstört und nun wieder notdürftig zusammengeflickt. Bevor Sie angefangen haben zum Herumwerken war alles in Ordnung, dann haben Sie das ganze kaputtgemacht. Mein Mann und Otto (offensichtlich der Nachbar, denn der stumpfsinnige Mann in weisser Baumwollunterwäsche zwischen Tür und Angel nickt beim Erwähnen des Namens Otto) sind meine Zeugen, stimmt`s?« Nun nicken beide Männer, wenn man diese Lebensform als Mann bezeichnen darf. Ich weiss nicht was ich nun tun soll, die zwei Typen sehen so aus, als ob sie ohne die geringsten Gewissensbisse jeglichen erdenklichen noch so schäbigen Meineid auf die Bibel, den Koran oder auf den Schöpfer persönlich leisten würden. »Einen Moment bitte«, sage ich zu der aufgebrachten Kundin und gehe in den Halbstock um Rick anzurufen und um Hilfe zu bitten. Ich erkläre ihm kurz den Sachverhalt und ohne eine Sekunde zu überlegen gibt Rick mir einen Ratschlag: »Scheiss drauf, schau dass du von dort wegkommst. Da hast du keine Chance, das weisst du doch, das ist so drüben.« Mit »drüben« meint mein Kollege

die Bezirke auf der anderen Seite der Donau. Ich beherzige Ricks Rat, auch wenn es noch so im Herzen weh tut. Wer schenkt schon gerne ein Material und Arbeitszeit her? »Geschenk des Hauses«, rufe ich zu dem Unterschicht Gesindel und verlasse schleunigst den Sozialwohnblock. Die Antwort lässt nicht lang auf sich warten. »Ja, schleich dich nur Eierschädl! Wird besser sein, wenn du dich über die Häuser haust, du Weh. Ein Wort noch von dir du Pfuscher und eine Anzeige flattert ins Haus und dann kannst zahlen du Karnak.« Es ist ein ungeschriebenes Gesetz in der Schlüsselbranche, dass über der Donau, in »Transdanubia« viel Russ, Gesindel und menschlicher Sud lebt. Wie kann ein Mensch nur so behämmert sein, wie ich, und »drüben« einen Auftrag annehmen. Mein Ausflug über den grossen Fluss hat sich voll gelohnt, abgesehen von lebensbedrohlicher Übelkeit im Bakteriencafe und anschliessender krimineller Denunzierung im Monstersozialbau habe ich zu allen Überfluss keinen einzigen Cent verdient, dafür wird die Rückfahrt ein zweifelhaftes Vergnügen; der Nachmittags Berufsverkehr hat voll eingesetzt. Das bedeutet eineinhalb Stunden Stau. Wie durch ein kleines Wunder meldet sich eine weibliche heisere Stimme (heisere Stimmen sagen aus, dass die Anruferin nicht telefonieren darf, es aber trotzdem tut??), ob ich einen Wagen schicken könnte in die Langenfeldgasse XX. Nanu, war ich da nicht gerade? Es ist die selbe Strasse, nur ein Giganten-Plattenbau weiter. Was kann ich schon verlieren, denke ich mir. Vielleicht schauen wenigstens ein paar Euro raus, dann war mein Ausflug aufs »Land« nicht ganz umsonst. Die folgenden Szenen sind bezeichnend für die Gepflogenheiten in der chancenlosen Unterschicht und beschreiben die sozial Zustände unseres Landes dermassen treffend, wie der Schuss eines Armee Scharfschützen. Ich schildere dieses Erlebnis im Gegensatz zu den anderen

Geschichten in diesem Buch etwas ausführlicher, denn ich finde es absolut notwendig, Ihnen lieber Leser, einen tiefen Einblick in den Lebensstandart einer unsichtbaren, aber riesigen Bevölkerungsschicht dieser weltbekannten Stadt zu gewähren.

Am Ende der kleinen sackgassenähnlichen Zufahrtstrasse sitzen auf einer unbequemen öffentlichen Sitzgruppe aus Holz, (Sie wissen schon was ich meine, Bank und Tisch in einem) einige Damen mit verloderten Äusseren in viel zu enge Leggins und billige ausgewaschene T-Shirts gepfercht. Als sie mein Auto entdecken fangen sie wild zu fuchteln an und rufen mir zu, um meine Aufmerksamkeit zu erreichen. Als ob ich das exklusive Kränzchen übersehen könnte? »Hallo Schlüsseldienst, da sind wir!« Ja, ja, denke ich mir, ich weiss, ich weiss, das weiss ich längst! Ein tiefer Seufzer entkommt mir beim Anblick meiner Kundschaft. Die am äusseren Ende der Bank sitzende besonders aufgeregte Frau, wahrscheinlich die heisere Anruferin, ist im Begriff von der Bank aufstehen, als sich eine Gruppe von verwahrlosten Jugendlichen nähert. Genau genommen sind es noch keine Jugendlichen sondern eher noch Kinder, so um die zwölf Jahre maximal dreizehn. Die Dame öffnet ihren zur Gänze zahnlosen Mund »Wo gehst du hin, Manu?« ruft sie in die Menge vorbeisclendernder rauchender Teenager. Ein besonders junges, allerhöchstens zwölfjähriges entsetzlich verwahrlostes Mädchen in verschlissener Versandhauskleidung, ich nehme an es ist ihre Tochter, antwortet im aggressiven Tonfall mit miesen bellenden Vorstadtdialekt »Ich gehe ficken!« und schlurft ohne langsamer zu werden weiter, Hand in Hand mit einem noch viel weiter herabgekommen total teilnahmslosen Burschen in dreckiger und zerfetzter Textildiscounter Kleidung. Das Gesicht des Halbwüchsigen ist über und über mit violetten

Pickel und Fast-Foot Abszessen übersät. Die Mutter dreht sich zur Seite und fragt die Frau mit der schwarzen Helmfrisur zu ihrer Seite. »Was hat die Kleine jetzt gesagt?« »Du hast schon richtig gehört, ha, ha«, bekommt sie von ihrer Sitznachbarin zur Antwort. Die Mutter des Teenies springt auf und brüllt der Gruppe in voller Lautstärke nach. »Wennst wieder mit dem Krätzenschädel pudderst, dann leg ich dir eine auf du Hua!« Das frühreife Töchterchen reagiert in keinster Weise auf die Zurufe ihrer Mutter, sie dreht sich nicht mehr um. Offensichtlich ist es ihr vollkommen egal. Die machtlose Mutter sieht mich traurig an. »Die Kleine ist so eine richtige Drecksau, wissens. Ich bin nix neugierig, dass die Schlampe von dem Ribiselgesicht an Ableger einfängt Kommen Sie ich zeig Ihnen die Wohnung.« Etwas verstört aufgrund des Erlebten trotte ich wortlos der höchstens dreissig Jährigen nach. Von irgendwem muss die Tochter ihren Lebensstil geerbt haben, jetzt weiss ich von wem...! Wir, die junge Mama und ich betreten das verdrehte Treppenhaus der Stiege 94. »Ich probier und hol den Lift, dann brauchen wir nicht gehen.« Gute Logik. Später wurde mir klar, was meine Kundin meinte. Der Fahrstuhl ist an 350 Tagen im Jahr ausser Betrieb. »Glück, er ist nicht hin!« lacht die Sozialhilfebezieherin. Erst jetzt sehe ich, dass sie doch noch zwei Zähne hat. Links. Wir stehen in engen Aufzugskabine und fahren im Schneckentempo in den 12ten Stock, besser langsam fahren als gehen, das war mein erster Gedanke. Wie schon so oft in meinem Leben – falsch! Der winzige Fahrstuhl ist ein einziges Pissoir. In jeder Ecke wurde sicherlich mehr als 100 Mal allein in der letzten Woche die Notdurft von alkoholkranken Biersäufern verrichtet. Beissender Uringestank liegt in der Luft, und das nach meiner Kotzattacke im Taubencafe. Mir wird schon wieder schlecht. Die Druckknöpfe sind bis auf kleine

schwarze Stummel verkohlt. Es hat sich jemand einen Riesenspass gemacht den untersten Knopf in Brand zu stecken, das Feuer hat sich auf die darüberliegenden Knöpfe ausgebreitet bis schliesslich alle verbrannt waren. Wie gesagt. ein Heidenspass. Das Auswählen des Stockwerkes ist dadurch ein nicht ganz einfaches Unterfangen und ist nur mit der Spitze des Autoschlüssels zu bewerkstelligen. Die Wände sind bis auf den letzten Millimeter angeschmiert mit den allerordinärsten Wandsprüchen des gesamten Universum. Die wenig freien Zwischenräume sind ausgefüllt mit unzähligen Kunstwerken, die allesamt das selbe Motiv darstellen - Das männliche Geschlechtsorgan, in jeden anatomisch möglichen Zustand. Die Enge des Raumes, die überforderte Horrormutti, der fürchterliche Gestank, all das verfärbt mein Gesicht grünlich und lässt wiederum eine sinnesvernebelnde Übelkeit in mir aufsteigen. Mir verdreht es die Augen, ich muss mich an der irgendwo abstützen. Verdammt, warum dauert die Fahrt so lange. In meiner Not sehe ich keinen anderen Ausweg als nach dem angepissten klebrigen Metallhandlauf zu greifen. »Gefällt es Ihnen nicht bei uns?« fragt mich die grauenhafte Person neben mir und kommt meinem Gesicht bedrohlich nah. »Es geht schon, danke, ich hoffe, wir sind bald oben«, antworte ich mechanisch und reisse mich eisern zusammen. Endlich ist der Aufzug am Ziel und die Schiebetür öffnet sich langsam. Ich will ins Freie stürmen, da passiert wiederum etwas so Erstaunliches und dermassen Unglaubliches, dass ich es selbst nicht fassen kann. Ich habe Angst vor Ihnen mit dieser Geschichte als mieser Lügner dazustehen, obgleich ich die reine Wahrheit spreche. Ich habe vollstes Verständnis für jedermann, der meinen Worten keinen Glauben schenkt. Ich selbst würde es ebenfalls nicht glauben, hätte ich es nicht selbst erlebt. Kaum gibt die durch unzählige Fusstritte verbeulte blecherne Aufzugstüre einen

winzigen Spalt frei, vernehme ich infernalisches Krach. Laut wie ein Flugzeug, das Trommelfell tanzt, der ganze Körper vibriert durch den enormen Schalldruck. Ein höllischer Stich in meinen Ohren, verursacht durch diesen exorbitanten hohen Lärmpegel. Beim ersten vorsichtigen Schritt aus dem Fahrstuhl auf den Flur verliere ich um ein Haar mein Leben, selbst wenn es ohne Wert ist, es ist meines. Eine Sekunde früher und ich wäre augenblicklich niedergewalzt und ins Jenseits befördert worden. Nicht von einem kleinen Mädchen in Rollschuhen, nicht von einem Jungen auf einem Skateboard, nein, von einem etwa 20-jährigen Mann auf einem schweren Motorrad! Ja! Ein überaus geistesgestörter Kerl rast mit seiner 150 PS Kawasaki im zwölften Stock auf dem schlecht beleuchteten schmalen Gang mit Autobahngeschwindigkeit. »Den Horstl müssen Sie lassen, den haben die Bullen den Schein zogen. Er stört ja keinen und niemand weh. Uns Mietern kann ja nix passieren, wir hören ja eh, wenn er fährt!« meint meine Auftraggeberin, als sie meine Bestürzung sieht. Um eine längere Rennstrecke zur Verfügung zu haben, hat »Horstl« sämtliche Brandschutztüren mit einer Trennscheibe aus den verschweissten Verankerungen geschnitten die Flügel an die Wand gelehnt. In diesem gigantischen Gemeindebau zieht sich die Privatrennstrecke über geschätzte fünf oder sechs zusammengehörende Stiegen hin, so 150 Meter, ungefähr. Lang genug jedenfalls für ein Wahnsinnstempo, und das, wie schon geschrieben, im zwölften Stock! Der gesamte Flur des Wohnsilos wirkt furchteinflößend auf mich. Beleuchtet nur mit einem russischen 40 Watt Luster (nackte Glühbirne) reiht sich eine Wohnungstür an die andere in schier unendlicher Länge mit wiederkehrenden Rhythmus. Eingetreten – behördlich versiegelt - notdürftig repariert. Die Kundin zeigt mir ihre, eine »notdürftig reparierte«. »Die mach mir bitte

auf, den Schlüssel habe ich angebaut. Ich hätte dich eh nicht angerufen, aber der meinige ist auf Staatsurlaub, und ich kann sie nicht eintreten mit meinem wehen Knie.« Die Tür ist total verzogen und ich tue mir richtig schwer das aufgedoppelte desolatte Sperrholzgebilde zu öffnen. Die Wohnungstüre ist ein Mittelding zwischen allen drei Möglichkeiten und dürfte irgendwann von »behördlich versiegelt« über »eingetreten« bis »notdürftig repariert« mutiert sein. Ein Amtssiegel habe ich jedenfalls nicht finden können, sonst dürfte ich sie nicht einmal berühren. Mit ein wenig Mühe schaffe ich es doch die windschiefe Tür zu öffnen. »Einen Moment bitte, ich schaue ob ich Geld habe, ich bin übrigens die Brigitte« sagt die Dame zu mir und drängt in die Wohnung. Ihr Name interessiert mich im Moment weniger als die Gefahr von diesem Gemeindebau Hell's Angel überfahren zu werden. Mit einem Satz er schaffe ich es auch noch in das Vorzimmer, bevor mich »Horstl« über den Haufen fährt. Dröhnend zischt er ohne Rücksicht an mir vorbei. Die Wohnung, Wohnung ist übertrieben, ist in einem grauenvollen Zustand. Mitten im dunklen Vorzimmer steht ein einfacher Gasherd. Scharfsinnig folgere ich, dass er daher nicht angeschlossen ist. Strom und Gas dürften schon seit Monaten abgedreht sein. Die Küche ist bis auf eine Spüle und einem Sessel, auf dem einige Konservendosen, Flaschen und Schachteln stehen komplett leer. Weiter hinten ist noch ein Zimmer, das Wohn-Schlafzimmer, in das ich hineingebeten werde. Auf dem Fussboden befinden sich zwei dünne Schaumstoffmatratzen und ein kleiner tragbarer Fernseher, weiter hinten ein durchwühlter Kleiderhaufen. Die Kundin hebt eine schmutzige und verschlissene Matratze auf einer Ecke und zieht zwei Zehner hervor. Danach lüpfte sie die andere wischt einige Male darunter hin und her und zieht die Hand wieder hervor. »Scheisse, die Kleine hat auch nichts, da nehmen Sie

die zwanzig Euro, mehr habe ich nicht. Wir sind halt keine Ölscheichs und schon gar keine Beamten, wir haben nichts. Früher habe ich ein eigenes Geschäft gehabt, aber die nimmersatte Krankenkassa hat mir das Klopapier vorm Hintern weggepfändet, tut mir leid für Sie.« Sie erzählt mir in Kurzform ihre traurige Lebensgeschichte und von ihrer gescheiterten Selbstständigkeit. Ausführlich wird die junge Frau nur bei der Schuldzuweisung ihrer Verarmung. Im Endeffekt will sie mir und der Welt mitteilen: »Der Staat ist schuld, er allein ist verantwortlich für diese Tristesse.« An ihrer Ausdrucksform erkenne ich den Menschen in ihr. Leider ist von dieser mehr nichts übrig. Die Not hat alles gefressen. Ich schlucke, schnappe mir einen Zehner und will verschwinden. Mit einem Mal schwenkt meine abneigende Haltung in Mitleid über. Zum Abschied meine ich mit aufsteigenden Tränen in den Augen: »Zehn für Sie, zehn für mich, teilen wir, OK?« Ich habe grosse Mühe es bei feuchten Augen zu belassen und einen Heulanfall zu unterdrücken, so sehr habe ich Mitgefühl mit der schuldlosen verarmten Frau. Die Dame fällt mir um den Hals und macht mir einen Löskaffee mit kaltem Leitungswasser und bietet mir einige abgelaufene Keks an. »Wissen Sie in unserem Bau, wohnen nur Leute die schon überall delogiert worden sind und keinen Mietzins mehr zahlen können, das schönigt die Obdachlosenzahlen für die Stadtregierung. Wir sind keine Verbrecher, wir sind die Opfer, es kümmert sich ja keiner um uns, oder um unsere Kinder. Jetzt ist meine Kleine wieder so dran und schlittert in den Dreck. Die Spirale des Unglücks dreht sich immer schneller und hört niemals auf. Ich kann Ihnen sagen Armut wird genauso vererbt wie Reichtum und wennst kein Staatlicher bist, kannst scheissen gehen.« Sie heult Rotz und Wasser ohne Unterlass. Den (gar nicht mal so schlechten) Kaffee trinke ich aus einem mangelhaft

ausgewaschen Marmeladeglas trotz erheblicher Schmerzen im Magen. Meine verletzte Hand fängt auch wieder an zu pochen, die Anästhesie klingt allmählich ab. Die schwere Melancholie in diesem Loch wird mir allmählich doch zu drückend, ich muss schleunigst fliehen, bevor ich in eine anhaltende depressive Stimmung ver falle, ich bin in solch Hinsicht völlig psychisch instabil. Einen kurzen Sicherungsblick auf den Gang, »Horstl« dürfte vorerst genug haben, jedenfalls kann ich ohne Gefahr die Wohnung verlassen. Hinein in den Fahrstuhl und runter, oder soll ich die Treppe nehmen? Nein, wer weiss, was mich im Stiegenhaus erwartet. Den angepissten Lift kenne ich wenigstens schon. Ahh, endlich Luft, endlich wieder draussen, aus dem Silo der Unterprivilegierten und Betrogenen, die versteckt vor den »ordentlichen Bürgern« unsichtbar ihr elendiges Leben fristen müssen. Weg vom Auswurf und Sud des Beamtenstaates. Raus aus dem betonierten Grossstadtslum, vorbei am wartenden Damenkränzchen. »Nau Burli« werde ich von einer der Freundinnen meiner Kundin rau angesprochen. »Hat dich die Gittl wieder auslassen, oder hast!« Den Rest dieses Satzes behalte ich für mich. Hier lebt also die Gülle eines perfekt konditionierten Schmarotzerreiches, hier werden die ausgesaugten Hüllen der Ausselektierten entsorgt. Eine Zwischenlagerstätte der Abfallprodukte eines zum himmelschreienden Unrechtes, eines Staates mit Bildungsprivileg, Parteitreue und Titelproporz. Hier verendet und verfaut also der letzte Rest Menschlichkeit, die Überbleibsel der monströsen gigantischen Beamtenmaschinerie. Ich bin froh im Auto zu sitzen und entferne mich rasant von den dahinvegetierenden Ausscheidungen und Exkrementen der realitätsfremden Hofräten und dämonischen Staatsdienern. Ich biege links ein,

dem Schild »Autobahn« nach. Auf der Auffahrt zur Stadtautobahn fließt der Verkehr bereits stockend, nach hundert Meter gar nicht mehr. Warum bin ich nie auf der staufreien Seite der Autobahn, sondern nur der verstopften? Ich hoffe, dass ich noch vor Geschäftsschluss zurück im Laden bin, ein paar Worte sollte ich noch mit Rick reden, die Woche habe ich Nachtdienst, ausserdem brauch ich einiges Werkzeug aus Ricks Wagen. Stop-and-Go Verkehr und gar kein Weiterkommen, und das mit leer gekotzten Magen, toller Tag – tolles Leben! Es ist jetzt sechs, es wird sich schon ausgehen. Wenn nicht, Rick wartet bestimmt, muss er ja. Ich ruckel über die überlastete Autobahn, sie ist übrigens seit 40 Jahren überlastet und wurde nie nicht erweitert. Ich ärgere mich über mich selbst, obwohl es völlig rechtens ist, dass es mir so schlecht geht, denn, wie schon oben gesagt, kein Schlüsseldienst fährt über die Donau, niemals, unter keinen Umständen! Ich weiss, es langweilt Sie, das habe ich schon geschrieben, aber bitte glauben Sie mir, fahren Sie niemals über die Donau. Es gibt zwei Wien. Wien und »Wien drüben«, und als echten Kenner und Insider dieser Stadt, kann ich ruhigen Gewissens behaupten, meine Heimatstadt hat nur 21 Bezirke zwei Stadtteile sind praktisch nicht existent. Sämtliche politische und demographische Studien untermauern meine Behauptung. Kurz vor sieben ist es nun, mein Handy klingelt wieder einmal, es hat seit einer Stunde nicht geläutet, schade, denn in diesem Monsterstau, hätte ich etwas Ablenkung und Unterhaltung brauchen können. Das Autoradio ist allgemein eine Zumutung, und um diese Zeit absolut eine Sauerei. »Wo bist du?« will Rick wissen, »ich muss heute pünktlich gehen.« »Bin gleich dort, zehn Minuten, ich bin Gefangener im Höllenstau.« »Kommst leicht von »drüben«? Prust Ha, ha, ha...« Er fetzt sich ab. »Sehr witzig, tschüs!« Drei Minuten vor Sieben ergattere ich

den letzten Parkplatz vor der Firma. Eigentlich erkämpfe ich den Stellplatz in einem erbarmungslosen Krieg gegen einen extrem übermüdeten Botendienstfahrer. Wir schieben beide gleichzeitig in die Lücke, derjenige welcher weniger zu verlieren hat gewinnt. Die Motoren heulen auf, Glas splittert, Blech verbiegt sich, unschöne Worte fallen und Passanten gaffen entsetzt: Sieger! Mir ist eine oder mehr Dellen auf meinem Rostschlitten vollkommen egal. Dem Botendienstler, der seit 36 Stunden ohne Pause Pakete zustellt und das im selben Bezirk ganz und gar nicht. Ordinärst fluchend lässt er die Reifen quietschen und sucht einen anderen Parkplatz, oder er fährt gleich ins Irrenhaus, mit seinem Aussehen gewähren die Ärzte dem armen Vogel garantiert Einlass. Stolz winke ich meinen Kollegen zu, der den Lärm und Aufruhr bemerkt hat und aus der Geschäftstüre rausguckt. „Wo parkt deine Schrottblaube, ich hole mir das Werkzeug selbst“, frage ich gleich bei der Gelegenheit, quer über die Strasse. Das ist bei seinem Auto kein Problem, denn sein Kofferraum lässt sowieso seit Jahren nicht zusperren. Einmal um die Ecke und da steht sein Vehikel. Ich schnapp mir das Schweissgerät und die schwarze Tasche, und genau in den Moment, in dem ich die Heckklappe zuschlage und gehen will, steht hinter mir ein dunkelblau gekleideter Herr mit kremenlosen Hut und steinernen Gesichtsausdruck. Das sind die schlimmsten! Das sind die allerschlimmsten Menschen, die es gibt! Dunkelblau wie ein Notar, Hut wie ein Detektiv, Gesicht wie ein Gauleiter, immer auf der Suche nach Ärger und absolut nichts zu tun. Mit einem Wort ein echter Österreicher, reich und alt. (Österreicher sind alle reich und alt, weil die anderen Ösis weit weg oder tot sind) »Ich habe Sie beobachtet, Sie haben aus diesem Fahrzeug Geräte gestohlen!« fährt mich der Widerling an und blickt böse durch seine entspiegelte Drahtfassungsbrille. »Ja, das habe

ich!« gestehe ich sofort ohne Emotionen. Solche Typen gehen mir sowieso auf die Nerven, heute noch mehr, denn ich bin schon doch etwas gereizt, ausserdem stand ich über eine Stunde im Stau und jetzt muffelt mich dieser Möchtegern-Nachbarschutz-Wichtigmacher an. »Sie haben mich erwischt, ich bin ein dreister Dieb!« lege ich nach, um den Hobbypolizisten zu pflanzen, »Deswegen habe ich mir auch diese Luxuslimousine ausgesucht und handliche und vor allem wertvolle Dinge daraus gestohlen, wie dieses zwanzig Jahre alte 19 Kg schwere Schweissgerät, und jetzt kannst du mich....!« Tief Atmen! Ein und Aus. Ich überlege, ob ich ihm was anschaffen soll (Sie wissen genau was ich meine), oder ob ich es gut lassen soll. Vernunft siegt, ich schleppe das schwere Zeug zu meinem Auto und verstaue es. Der Sherlock Holmes Typ gibt keine Ruhe, denn ich sehe wie er hinter der Ecke steht und mit seinem Handy abwechselnd telefoniert und fotografiert. Warum ich das Schweisszeug überhaupt während des Nachtdienst mitnehmen soll, weiss ich eigentlich nicht so genau, denn es kam noch niemals vor, dass ich nachts schweissen musste. Das tue ich doch nicht, niemals. Mein Chef hat es uns aber so aufgetragen, daran halten wir uns. Er meint, es könnte ja sein, dass man bei einem besonders brutalen Einbruch die Türbänder unter Umständen wieder anschweissen muss, und dann ist man froh, wenn das Schweissgerät mit im Wagen ist. Möglich ist das durchaus, aber wie gesagt, noch nie vorgekommen. Der Idiot in blau hat sich auf mich eingeschossen und steht noch immer am Eck und widmet sich der Protokollierung meines Abendverlaufs. Soll er. Ich schüttele den Kopf und gehe in unseren Laden. Rick sagt nur Hallo, Abrechnen musst du, die zwei Kunden gehören dir, Tschüss, Auf Wiedersehen, Gute Nacht, Buenas Noches. Weg ist er. Zwei Kunden, lächerlich, die schaffe ich mit links und komme bald nach Hause.

Irgendwann muss mein Magen wieder etwas zu arbeiten bekommen, er ist seit dem Walters` Taubenkaffeehaus völlig leer bis auf den kalten Pulverkaffee im Bau der gestrandeten Seelen. Vorm Nachtdienst wäre es von Vorteil ausgiebig zu futtern, nächstens in der Stadt auf Achse zu sein ist anstrengend genug. Früher ging ich ab und zu noch joggen vor dem Nachtdienst. Nach einem einschneidenden Erlebnis mit einem schwachsinnig angehauchten und gewalttätigen Waldarbeiter ist mir die Lust für immer vergangen. Ich joggte so friedlich auf einer Wiese vor mich hin, als plötzlich ein furchtbar verwahrloster kerniger Typ sich mir den Weg versperrte. Das dumme daran war, er sass in seinem 1200 PS starken und 6000 KG schweren Baumfäll-Caterpillar und hatte an diesem Tag bereits eine Fläche halb so gross wie Bayern gänzlich gerodet und vollends entwaldet. Die zerstörende Riesenmaschine stoppte meinen Entspannungslauf abrupt. Wehrlos wie ein Zwerg stand ich vor dem eisernen Monstrum. Der intelligente Holzfäller brüllte von drei Meter Höhe aus seiner klimatisierten Kabine auf mich eingeschüchterten Knilch herab, ob ich skrupelloser Umweltzerstörer mir nichts denke, all die schönen Blumen zu zertrampeln. Er tat das in einer ohrenbetäubenden Lautstärke, wie es ansonsten ausschliesslich ein leberkrebsleidender versoffener Vizeleutnant am kahlen und trostlosen Kasernenhof fertig bringt. Ich wollte ihm gehörig meine Meinung sagen, kam aber sehr schnell zur Erkenntnis, dass mir dieser Baummörder schlicht und einfach zu blöd war, und das Joggen ab diesem Tag auch. Wenn mir einmal was zu blöd ist, dann will das schon etwas heissen, denn wie Sie ja im Laufe dieses Buches bestimmt festgestellt haben, bin ich nicht gerade Einstein. Dann probierte ich es mit Radfahren. Mein Ehrgeiz war schnell verfliegen, denn schon nach wenigen Tag entkam ich nur durch ein »echtes Wunder«

(Der Vatikan hat für echte Wunder eine eigene Definition) den geballten Schrottladungen eines völlig enthemmten mordlustigen Jägers. Als der blutrünstige Waidmann dann noch vor Gericht frei gesprochen wurde und »ich« zu einer nicht gerade geringen Geldstrafe verurteilt wurde (Störung der Jagd, unbefugtes Eindringen in fremdes Jagdrevier, Widerstand gegen die Staatsgewalt) konnte ich dem Radfahren auch nichts mehr abgewinnen. Als besonders gerechte Draufgabe musste ich dem Wildhüter eine Entschädigung leisten, für den entstandenen Schaden (Durch meine Schuld ist ihm ein Reh entkommen). Ausserdem war mein wunderschönes sündteures Mountainbike total zerschossen. Mit dem Schwimmsport, wurde ich ebenfalls nicht glücklich. Beim ersten und letzten Besuch im Hallenbad habe ich mir einen furchtbaren ekeligen und langwierigen Fusspilz bis weit über beide Knie eingefangen. Zwölf Stunden nach Verlassen des Bassins waren beide Beine kirschrot, als hätte ich purpurfarbene hüfthohe Lederstiefel an, wie die Peitschen-Domina im Club 69 im Rotlichtviertel. Der Juckreiz dieser Erkrankung war erbarmungslos und unvergesslich heftig. Ins städtische Bad ging ich niemals wieder, auch nicht als sich mein eitrig wässriger Ausschlag endlich besserte, dann nach fünfzehn Monaten. Jetzt wo ich gerade so nachdenke fällt mir ein, dass dies ja noch gar nichts war im Vergleich zu meinem Anfall der Naturverherrlichung, welche mich einst ereilte. Ich bildete mir ein, Bergsteigen, das ist meines! Es endete böse, sehr böse. Nach einer unmenschlichen endlosen Tourtour, von welcher ich nichts bekommen habe, ausser dass ich mit Puls 240 stundenlang auf den Boden starrend, permanent von einsamen und seltsamen Typen überholt wurde. Jeder dieser aggressiven, ansonsten schweigenden und unfreundlichen Sonderlinge war sich definitiv hier nicht zu schade irgend eine saublöde spitze

Bemerkung über meine Kondition, über meine durchschnittliche Ausrüstung oder über die Uhrzeit beim athletenhaften Vorbeijetten mir spöttisch an den Kopf zu werfen. »Wenn ich so schlecht beieinander bin, dann gehe ich mit so billigen Schuhen so spät nicht auf so einen Berg« (Es war 4.30 in Früh). Endlich auf der Hütte wurde mir erstens von den Preisen schlecht und zweitens, dies war wesentlich ärger, eroberten Antibiotika resistente und zu Superkeimen mutierte Viren und Bakterien meinen Körper. Der Hüttenwirt hat die ohnehin sehr laschen Hygienevorschriften aus dem Jahre 1849 nicht besonders beachtet. Der kameradschaftliche Pächter verwendete von Gast zu Gast die selben Teller, die niemals, und damit meine ich niemals gewaschen wurden. Er verwendete übrigens auch die selbe Suppe. »Jo mei, wir san jo eh olle per du« Wenige Minuten nach dem letzten Löffel der schimmeligen Erbsensuppe begann ein nicht endendes dröhnendes Rumoren in meinen Gedärmen und meine Unterwäsche war bereits mit Beistrichen gepflastert, weil ich »es nicht mehr halten konnte.« Mit Müh und Not schaffte ich den quälenden Abstieg, bei dem guter Letzt noch ein Wettersturz mit Hagel und Sturm trotz anfänglich blauem Himmel und bester Prognose mir die Lebensgeister raubte. Mit blutigem Durchfall und Bauchschmerzen, als würde ein T 34 in meinem Unterleib Schiessübungen veranstalten, schleppte ich mich vollends dehydriert ins Provinzspital und bat um Einlass. Der Primar erkannte an meinem Zustand augenblicklich die Ursache meines Leidens: »Ah, Sie waren auf der Grumpelhütte beim Lois essen.« Er zeigte mir unaufgeordert ein Zimmer voller Aktenordner. »Das sind alles Patienten von mir. Die waren alle auf der Grawitschnigalm.« Er liess mich drei Wochen am Tropf hängen, so konnte wenigstens mein beidschenkeliger nässender Wolf abheilen, den ich mir zusätzlich an jenem

schicksalhaften Sonntag zugezogen hatte. Die juckende Krätze in den Mundwinkel und die vertrottelten Wanderlieder der singenden Hüttenbelegschaft habe ich heute noch im Ohr. Einer der von Rick geerbten Kunden will nur einen einfachen Zylinderschlüssel, keine Hexerei für mich. Suchen – Einspannen – Fräsen – Kassieren und raus mit ihm. Der andere Kunde kann zum Problem werden, er verlangt eine ausgiebige Sicherheitsberatung mit dazugehöriger Preisauskunft. Dazu habe ich echt keine Lust, ausserdem sagt mir mein achter Sinn (Schlüsseldienstsinne), dieser Mann kauft uns garantiert nichts ab. Gut, ich muss zugeben, so klug wie das klingt bin ich nicht. Er hat nämlich auf einer gigantischen Liste (so was ähnliches wie eine 10 Gigabyte Excell Tabelle, nur eben auf Papier) sämtliche Schlüsseldienste und Sicherheitsbetriebe einschliesslich Baumärkte aufgeführt. In Tabellenform sind so gut wie alle erhältliche Schlösser und Sicherheitsartikel eingetragen. Er läuft nun von Laden zu Laden und trägt jeden Preis in ein Kästchen. Tut mir leid mein Herr, für diesen Quatsch habe ich keine Zeit und schon gar nicht um Viertel Acht am Abend. Ich schaffe es nicht, Kunden sinnlose Preisauskünfte zu geben, die keine Kunden sind. »Kommen Sie morgen, heute habe ich keinen Zugriff mehr auf den Computer«, Lüge ich ohne die geringsten Gewissensbisse den Sparefroh kaltschnäuzig ins Gesicht. Wir haben gar keinen Computer. Das heisst, wir haben schon einen, aber nur zum surfen und so, richtig arbeiten tut bei uns keiner damit. Macht das überhaupt wer? Verdammst! Er will sich nicht abhauffieren lassen. »Sagen Sie mir halt die Preise nur so ungefähr, so aus dem Gedächtnis, nur die Preise halt, die Sie auswendig wissen«, stammelt der Geizkragen, und lächelt vertraut, als hätten wir die Schulbank miteinander gedrückt. Dieser »Loch in den Bauchfrager« will eindeutig nicht nach Hause, ich

schon. Um diesen lästigen Zeitdieb loszuwerden muss ich härte Bandagen anlegen, also greife ich zu unserer Geheimwaffe. Das vorgetäuschte Telefongespräch, einfach - genial – wirkungsvoll! (Wir haben einen kleinen Knopf am Verkaufspult. Wenn man diesem drückt läutet eine Telefonatrappe) Ring, Ring »Hallo Herr Minister, Ihnen ist die Tür zugefallen, Herr Minister? In zwanzig Minuten, Herr Minister, bin ich bei Ihnen, Herr Minister. Danke Herr Minister, auf Wiederhören Herr Minister«, spreche ich in das Spielzeugtelefon, und lege den billigen Plastikhörer auf. Etwas Blöderes als der Ministerquargel ist mir in diesem Moment nicht eingefallen, na ja der Hornbrillen-Sonderangebot-Spezialist wird die Kröte schon fressen, wenn nicht, ist es mir auch egal. Dennoch bin ich von mir selbst beeindruckt, welch Arschkriecher ich sein kann. »Schade, ich hätte Ihnen gerne geholfen, aber ein Auftrag für unseren Verteidigungsminister geht vor. Das müssen Sie verstehen.« Er antwortet ernst. »Jawohl das verstehe ich!« In meinem Kopf fängt es zu spuken an. Warum kann der Mann das verstehen? Ich würde es nicht verstehen. Egal, endlich verschwindet er. Der unterwürfig Verständnisvolle ohne Selbstwertgefühl marschiert bei der Türe raus, und ich will schleunigst hinterher. Hunger, Durst, Müdigkeit, Abgeschlagenheit, Benommenheit, das sind nur die Zustände die mir so auf die Schnelle einfallen für mein Befinden, abgesehen von dem etwas schalen Geschmack in meinem Mund (zwischen meinen Zähnen sind Reste des Übergebenen gemischt mit harter Instantkaffeedroge). Ausserdem pulsieren meine verletzten Finger wieder wie eine Quarzuhr. Beim Verlassen des Geschäftes, der Laden ist bereits für die Nachruhe vorbereitet, werde ich unsanft von einem winzigen und weinenden Männchen zur Seite gestossen. Der heulende Zwerg drängt sich an mir vorbei in unser Geschäftslokal.

»Guten Tag«, grüsst er höflich. Wenigstens kann er Grüssen, darauf lege ich Wert, das wissen Sie bereits. »haben Sie noch offen?« »Nein leider, mein Herr wir haben seit einer halben Stunde geschlossen«, gebe ich ebenso höflich zurück und lasse die Tür offen, damit er genauso schnell verschwinden kann, wie er gekommen ist. Er beachtet meine Worte überhaupt nicht und spricht weiter. »Ich habe so ein grosses Pech, das können Sie sich nicht vorstellen.« Stimmt! Kann ich mir wirklich nicht vorstellen, es interessiert mich auch nicht, aber bitte wenn der Minimax schon mal da steht hör ich ihm zu, die zwei Minuten sind mir auch schon egal. Ich will jetzt doch wissen welches Unglück er hat noch hat, abgesehen davon, dass er nach seinem neunten Geburtstag vergessen hat zu wachsen. »Ich habe so grosses Pech, meine Frau ist mit meinem Freund durchgebrannt und hat meine Wohnungsschlüssel mitgenommen.« Endlich hat er mir sein Geheimnis verraten, aber wie der Gehörnte (wen wundert's?) schon sagte: Es ist sein Pech und nicht meines! Das geht doch den Schlüsseldienst nichts an! Ich schicke den traurigen Hünen auf die Polizei, sollen die Bullen sich rumstreiten mit Zutrittserlaubnissen und Berechtigungen, ich mische mich in diesen Familienstreit nicht ein. Mach ich grundsätzlich nie, denn die Guten versöhnen sich wieder und ich habe die Anzeige am Hals. »Ich gebe Ihnen eine Tipp. Gehen Sie schnell zum Kommissariat, die haben bis acht Journaldienst, die machen Ihnen das dann schon. Auf Wiedersehen und Gute Nacht« rate ich dem verheulten Manderl, der wie ich schätze, nie mehr wieder eine Chance auf eine Frau hat. Der Ratschlag ist eine dreiste Lüge von mir, aber ich bin den Mann und seine Ehegeschichten für immer los. Ich sperre endlich von aussen die Ladentüre zu, da höre ich das Telefon im Geschäft klingeln. Mist! Jetzt habe ich die Rufumleitung aufs Handy vergessen, also wieder aufsperrn, reinlaufen und

abheben. »Guten Abend, Schlüsseldienst« melde ich mich aussergewöhnlich höflich, das überrascht mich selbst. »In die Postgasse bitte, ein Problem mit dem Tresor.« »Welches Problem haben Sie bitte?« frage ich den Anrufer. »Kann ich Ihnen nicht genau sagen, ich bin kein Fachmann. Er geht halt nicht auf. Das ist das Problem.« Postgasse, Postgasse denke ich nach, das ist nicht weit. Ich schaue mir die Kassa am Nachhauseweg an, beschliesse ich und dann wird überlegt wie es weitergeht. Eine Tresor kann eine gewinnbringende Angelegenheit ein. Soll man nie auslassen. Manchmal klemmt das Ding nur und du kannst einen fetten Betrag einstreifen, für eine Hieb mit dem Plastikhammer. Oder es ist von Haus aus nur eine Schuhschachtel aus Blech, die den Namen Tresor nicht verdient. Da tut man so als ob die Kiste erste Sahne wäre, werkelt zwei der Stunden daran herum, weiss eigentlich gar nicht mehr, wie man die Zeit tot schlagen soll und casht dann ordentlich ab. Ab und zu hat sogar ein Schlüsseldienst Glück, nicht oft, aber es kommt vor. Aus der Ferne und mit diesen Hinweisen kann ich überhaupt nichts sagen zum Thema Postgassen Tresor. »In einer Viertel Stunde kann ich bei Ihnen sein, wo soll ich läuten? »Am Knopf bei Dr. Schrimp Postgasse XX, silbernes Schild.« Kein Auf Wiederhören, kein Danke, nichts, einfach aufgelegt. Diesmal darf ich die Rufumleitung nicht vergessen schießt es mir ein. Licht ab und auf in Postgasse. Zehn Minuten später entdecke ich das gesuchte Schild, eine Steuerberaterkanzlei. Ein abgeschlecker Typ in einem 3000 Euro Anzug öffnet mir die Teak-Vollholzeingangstür und weist mir den Weg durch das Grossbüro. Er würdigt mich keines Blickes und spricht kein Wort. Computer, Aktenorder, antistatischer Bodenbelag und Markenbüromöbel, in jedem Raum das selbe Bild und es sind viele Zimmer. Der ungefähr zehnte Raum ist leer, fast leer bis auf einen gigantischen drei

Meter Panzerschrank mit geschätzten Viertausend KG Eigengewicht. Wau! In meiner gesamten Karriere als Panzerknacker habe ich solch ein Monster aus Eisen und Stahl noch nie gesehen, ja vielleicht einmal in einem Prospekt, aber in Natura, nein noch nie. Drei Doppelbartschlösser, zwei Zahlenkombinationsschlösser und eine elektronische Tastatur sichern die riesige Stahltüre. Ein metallenes Schwungrad und ein armdicker Hebel sind frontseitig angebracht, um das gigantische Ding nach dem Entsperren der Schlösser zu öffnen. Ich schaue das Ungetüm an und weiss eigentlich nicht so genau was ich hier tun soll oder was der Nadelstreif-Kerl von mir will. Das einzige was ich tun kann, ist einmal um das Eisending rundherum gehen, mehr ist nicht drin. Anmerkung: Ein Panzerschrank in dieser Ausführung und dieser Grösse kann niemand auf dieser Welt ohne Beschädigung öffnen. Sämtliche Geschichten von irgendwelchen zwielichtigen Typen aus der Halbwelt, die mit einem Stethoskop und einem Abdruck aus Seife in 10 Minuten jeden Tresor aufsperrern gehören ins Reich der Märchen und Fabeln. Der aalglatte Mann mit dem Kosmetikstudio Gesicht blickt mich zum Ersten Mal an: »Bitte öffnen Sie mir diesen Tresor.« »Äh, Äh, ich glaube das wird nicht so einfach sein.« Stottere ich »Was meinen Sie genau?« fragt mich der Steuerberater sichtlich angewidert aufgrund meiner undeutlichen und ausweichenden Ausdrucksweise. »Ich meinte, das wird nicht so einfach sein. Ich kann morgen mit meinem Chef kommen und Ihnen Genaueres sagen. Das ist ein äusserst komplizierter Panzerschrank«, versuche ich mich zu rechtfertigen, als meine Handy läutet. »Entschuldigung«, sage ich und hebe ab. »Schlüsseldienst« »Hallo, sind Sie der Schlüsseldienst?« Nein, der Obstverkäufer, darum melde ich mich mit Schlüsseldienst. »Jep, der bin ich, was kann ich tun für Sie.«

»Brauchst du Geld, viel Geld mein ich«, fragt mich der dialektsprechende Mann, der sofort per Du mit mir ist. Das kann ich was nicht leiden. Mit dem Du ist das Arschloch nicht weit. »Ja, wer braucht das nicht«, gebe ich zurück und blicke auf den Steuerkanzleitypen, der einen Meter von mir entfernt steht mit eingefrorenen abfälligen Gesichtsausdruck und seine Hände abweisend vor der Brust verschränkt hat. Erst jetzt sehe ich seine goldene Brillantuhr im Wert eines Flugzeugträgers. Die raue Stimme im Telefon fährt unverfroren fort und kommt zur Sache. »Wenn du Geld brauchst, dann mach mit, wir brauchen einen dritten Mann. Wir machen heute einen Bruch, der Drogeriemarkt am Eck ist ausgewählt, da ist fette Sore.« Durch den Nadelstreiffganoven gegenüber mir steh ich etwas unter Stress, und kneis erst jetzt was der Anrufer vorhat. Jetzt habe ich mir die ganze vertrottelte Geschichte angehört. Im Normalfall knall ich den Hörer schon beim »Du« auf die Gabel (Heutzutage genügt ein Tipp auf den Touchscreen). Offensichtlich sucht gestrauchelte Anrufer einen Komplizen für ein krummes Ding, einen Profi der perfekt Schlösser knacken kann.»Da muss ich leider ablehnen, ich habe keine Zeit.« »Tut - Tut - Tut« höre ich anstatt seiner Antwort. Ich denke mir bei solchen Anrufen nichts mehr, kommt fast täglich vor. Die Ganoven glauben, wir vom Schlüsseldienst sind dermassen verarmt, dass wir sogar einbrechen gehen. Naja, arm sind wir schon, aber keine Verbrecher, das möchte ich an dieser Stelle klarstellen. Ich glaub, dazu fehlt uns der Mut und die Kaltblütigkeit Wir sind einfach zu feig. »Was ist jetzt?« fragt der unsympathische Steuerfuzzi, »Öffnen Sie nun meine Kassa, oder sind Sie nur zum Telefonieren hergekommen?« Ich schlucke erstmals, so was Unhöfliches. »Ich sagte Ihnen bereits wie kompliziert dieser Wertschrank ist, der ist nicht zu öffnen zwischen Tageschau und

Wetterbericht.« »Ich muss sofort in den Tresor, verstehen Sie, ich muss! Mein Flug nach XXXXX geht in drei Stunden.« »Lieber Herr Doktor«, sage ich freundlich, »ich fürchte Sie fliegen dann ohne vorher in den Tresor geguckt zu haben, denn....« „RAUS! VERSCHWINDEN SIE!“ schreit mich der urplötzlich explodierende Herr an und fängt an auf mich hinzutreten. Ich schaffe es gerade noch durch die unendliche Zimmerreihe zu rennen und ins Freie zu fliehen. Einen oder zwei Tritte in meinen Hintern habe ich dennoch kassiert, was soll ich machen? Offensichtlich ist dem Wirtschaftstreuhänder der Boden unter den Füßen heiss geworden und findet keine andere Lösung als eine Flucht. Vorher wollte er sich noch einmal einen tiefen Griff in den Firmentresor genehmigen. Polizei rufe ich keine, sonst muss ich wieder warten bis Herren in Uniform erscheinen und das interessiert mich nicht. Heute schon genug gewartet. Ausserdem muss ich dann in zwei Jahren aufs Gericht gehen als Zeuge, einen halben Tag am Flur sitzen und zum Abschluss höre ich vom Gerichtsdienner »Danke, aber wir brauchen Sie nicht mehr. Sie dürfen gehen« Nach zwanzig Gerichtsvorladungen, die alle so verlaufen sind, kann ich auf dieses Theater liebend gerne verzichten. Die Fusstritte verkrafte ich und Rest ist mir egal. Ein Blick auf die Uhr, es ist viertel Neun. Nach Hause komme ich wieder nicht, denn kaum sitze ich in meiner rollenden Franzosenleiche meldet sich das verdammte Handy. Einer »Jungfamilie«, der Stimme nach Mitte Vierzig, ist im Nebenbezirk die Tür ins Schloss gefallen. Nett wie ich bin fahre ich sofort hin anstatt mich vorher einmal zu erholen und zu ausgiebig stärken. Da steht die liebe Familie, sie knapp unter fünfzig – er weit darüber – ein entzückendes blondes Mäderl, allerdings mit seltsamen mongolischen Gesichtsausdruck, und wartet auf den Aufsperrdienst, also auf mich. Praktische Sache, denke ich

mir, diese neue Zeit. Das Kind hat Eltern und Grosseltern in einem, ein einzigartiger ökonomischer Vorteil. Das muss jetzt unbedingt schnell gehen. Guten Abend – wo ist die Wohnung – Aha im zweiten Stock. Hurtig renne ich die Stufen rauf, und Zack – Zack die Tür ist offen. Bis die dreiköpfige Kleinfamilie endlich den zweiten Stock erklommen hat, habe ich bereits mein Werkzeug verstaut und die Rechnung geschrieben. Um die Sache zu beschleunigen, beschliesse ich nur den Tagestarif zu berechnen, es ist mir einfach zu blöden Leuten zu erklären, warum es um diese Zeit mehr kostet als zu »normalen« Geschäftszeiten. Das dauert jedes Mal ein halbe Stunde, bis mich die Kunden verstehen. Dabei weiss ich, dass die Leute es verstehen, die stellen sich nur so blöde. Ausserdem haben die meisten Kunden eine helle Freude, wenn sie meine Zeit verschwenden können. Pure Boshaftigkeit sonst nichts! Manchmal stelle ich mich schon hin und rede bis die Sprechblase voll ist, heute nicht mehr, ich bin einfach zu geschlaucht. »55 Euro bitte, das ist noch der Tagestarif, weil ich Ihre Lage verstehen kann, junge Familie und so«, sage ich heuchelnd und falsch lächelnd, halte die Rechnung hin und hoffe bald wegzukommen. Die Mama, das Oberhaupt des Trios, sieht mich verdutzt an und stellt sich selten blöde. Ich habe es gewusst! Das sind solche! Mist! »Was meinen Sie mit 55 Euro?« »Naja« stottere ich etwas verlegen, weil ich nicht genau weiss, was ich sagen soll. »55 Euro, das ist unser Tagestarif, normalerweise kostet es jetzt schon 90 Euro.« Die etwa 49 jährige Neumutti macht ein Gesicht wie vierzehn Tage Regen. »Was bedeutet das 55 Euro oder 90 Euro Tag- oder Nachttarif, Entschuldigung das verstehe ich nicht ganz, was Sie uns mitteilen wollen.« Die Dame drückt sich sehr gewählt aus, dennoch weiss ich nicht ob sie mich nur ärgern will oder auf ernsthaften Konfrontationskurs ist. »Liebe Frau, bitte bezahlen Sie mich.

Ich habe für Sie eine Dienstleistung erbracht und möchte mit 55 Euro entlohnt werden«, spreche ich energisch. Langsam reicht mir das Affentheater gewaltig. Jetzt mischt sich ihr Hengst, Marke seriöser graumeliertes kariertes-Sakko-Ellbogen-Leder-Schutz Notar (Beamten Stewart Granger), auch noch ein. Es ist der Typ Mann, den sowieso keiner nicht leiden kann, einer der »gut« mit Kindern umgehen kann. Die ganze Zeit hat er mit der kleinen Tochter Flugzeug und Hupfi Hupfi gespielt. Die Sorte Mann kenn ich nur zu gut, geht meistens nicht gut für die Kinder aus. »Herr Schlosser, uns ist die Türe ins Schloss gefallen, das war ein Notfall. Ihre Aufgabe ist es uns zu helfen, das haben Sie getan damit ist die Sache für Sie und uns erledigt. Selbst Sie als einfacher und ungebildeter Mensch sollten diese banalen Zusammenhänge verstehen können, oder benötigen Sie eine ausführliche Erklärung?« Blut schießt in meinen Kopf. Ich laufe binnen einer Sekunde knallrot an vor Ärger. Warum habe ich immer solche Kunden, warum immer ich? »Bitte bezahlen Sie mich«, fordere ich bereits zornig, »und hören Sie auf mich zu pflanzen. Ich bekomme 55 Euro!« »Ring Ring« Das gibt es doch nicht, muss das verfluchte Handy unbedingt jetzt läuten. Was soll's ich geh ran. Schadet vielleicht nicht, einen Moment abgelenkt zu werden, sonst kommt das Charles Manson Syndrom in mir hoch. »Schlüsseldienst« Ein junger Mann mit leichtem aber eindeutig ländlichen Akzent am anderen Ende der Leitung kommt ohne Umschweife gleich zur Sache. »Was kostet es, uns ist die Türe zugefallen? Ich sag es aber gleich, Sie dürfen aber nicht viel verlangen, wir sind arme Studenten.« So! Es reicht! Das genügt, noch so ein Schwachkopf der mir sagt, was ich zu tun habe und was nicht. Als ob mich das interessierte, ob der Anrufer Student oder Millionär ist, bei uns zahlen alle das selbe. Das ist sozial und nicht andersrum.

Ich bin dermassen wütend über das Verlangen des Anrufers, dass ich den urbanen Jüngling einfach einen Schwachsinn erzählen muss. Ich verspüre dazu so einen starken inneren Drang, ich muss jetzt fies sein. »Lieber Herr Student«, säusel ich, »das kostet Sie doch nichts. Die Stadt übernimmt vollständig die Kosten dieser Dienstleistung für frisch zugezogene angehende Akademiker, das ist doch wohl selbstverständlich. Es ist ja schliesslich nicht Ihre Schuld, dass die Tür zugefallen ist«, flunker ich. »Hurra! Wann kommen Sie?« »Tja, das ist der Nachteil an dieser Sache, äh dieses Bürgerdienstes, Sie müssen 10 Stunden warten, ich kann erst um sieben Uhr kommen, unser Terminplan ist voll!« Ich geniesse jedes Wort dieser miesen Lüge. Mir gehen in meinem Job die Leute schon so auf die Nerven, dass ich ab und zu hundsgemein sein muss. Das ist meine Überlebensstrategie. Eine kurze Pause im Gespräch entsteht, der junge Mann bespricht sich kurz mit seiner Begleitung und sagt dann, zwar etwas ungerne obgleich der Wartezeit, zu. »Hallo, Es ist zwar lange, bis morgen in der Früh, aber wir werden warten, besser als zahlen.« Ha! Ich wusste es! Mit Speck fängt man Mäuse und mit Geld fängt man die Gescherten! Obwohl es normal nicht meine Art ist, die Leute zu verarschen, heute mache ich es, so geladen bin ich. Der Bauerbursch diktiert mir noch seine Adresse und ich tue so als ob ich mit schreiben würde. Ich notiere mir die Strasse nicht, weil ich sowieso nicht hinfahren werde. Die »liebe Familie«, welche die ganze Zeit neben mir steht hat mir meine letzten Nerven gekostet, das ist mit ein Grund für mein gemeines Verhalten. Es macht mir aber nichts aus das Studentenpärchen die ganze Nacht auf der Treppe sitzen zu lassen, bis sie kapiert haben, dass niemand kommt und ihnen gratis die Tür öffnet. Im Gegenteil so lernt der Provinzjünger mit seiner Country Beauty wenigstens etwas. Und was?

Umsonst ist Tod – aber nicht der Schlüsseldienst! Das Dumme ist nur, der liebevolle Senioren-Papi, der jetzt sein schrägäugiges Goldlöckchen auf den Schultern balanciert, hat die ganze Zeit auf äusserst unhöfliche und penetrante Weise mein Gespräch belauscht. Er ist nun noch überzeugter als vor meinem Telefonat, mich nicht zu bezahlen. »Sie gewöhnlicher Handwerker, Sie können doch nicht im Ernst glauben, dass Sie für Ihre lächerliche, mittlerweile aufdringliche Anwesenheit eine Geldleistung in Anspruch nehmen können. Wir sind Akademiker und Sie sind verpflichtet uns zu helfen. Wenn Sie ernsthaft Geld dafür wollen ist das Ausnützen einer Notlage. Schicken Sie die Faktura an diese Bürgerstelle, von der Sie eben mit dem Studenten sprachen.« Gleich platze ich vor Wut über diesen überheblichen perversen Pseudopapa im Grossvateralter, nah dran am Ur-Opä. Um nicht auszurasen beschliesse ich diesen Ort zu verlassen, auf Deutsch, ich muss schleunigst hier verschwinden. Die Rechnung werde ich per Post schicken, aber dazu muss ich zu einer kleinen List greifen. Tief atmen – Ein und Aus. »Sie haben recht, daran habe ich nicht gedacht. Danke für Ihren Hinweis. Für diese Fälle ist ja dieses Bürgerservice eingerichtet. Ich bräuchte nur Ihre Daten«, sage ich und versuche ruhig und einsichtig zu wirken. Innerlich denke ich mir, hoffentlich gibt mir der Tintifax seinen vollständigen Namen und sein Geburtsdatum, damit kann man was anfangen. »Na, sehen Sie, es geht ja,« predigt er wie ein Pfarrer von der Kanzel, »endlich sind Sie einsichtig und finden sich mit Ihrer Position im Leben ab. Sie sind klüger als ich geglaubt habe, Alle Achtung Schlosser.“ Er bekrixt eine billige Selbstdruck-Visitenkarte aus extra dünnen Karton mit seinem Geburtsdatum und übergibt sie mir, Mag. Dreivornamen und Doppelnachnamen. Wahnsinn überkommt es mich, ein österreichischer Magister, das ist

schon was. Da kann ich nicht mithalten als einfacher Mann des Volkes. Im Gehen höre ich noch wie der Herr Magister zu seiner Frau Magistra noch sagt. »Dieser Plebs ist manchesmal im höchsten Grade anmassend uns impertinent, tz, tz, tz.« Zu guter Letzt und allem Überdross muss ich die Meinung der Supermami (Studium + Mann + Kind) auch noch vernehmen. Warum bestraft mich Gott mit so gutem Ohren. »Schnurzubär, reg dich nicht so auf, du weisst doch eh, Handwerker sind doch nur gesellschaftlicher Ausschuss, komm jetzt rein.« Sie zupft Ihren Held dabei verspielt am Ärmel des speckigen Sakkos und näselst mit einer piepsigen Kleinmäderlstimme, als wäre sie 5 Jahre alt und keine Fuffzig. Danke! Diesen Satz habe gebraucht wie einen Kropf. Jetzt fühle ich mich noch schlechter als vor einer halben Stunde, obwohl ich da schon angenommen habe, es kann nicht mehr schlimmer werden. Siehe da – es geht! Mir ist so flau im Magen, dass ich keine andere Wahl habe als mir in der grossen Tankstelle auf der Hauptstrasse irgendwas Essbares zu besorgen. Eine Tüte Kartoffelchips und eine Dose Orangensaft. Acht Euro will der seltsame Geselle an der Kassa. »Acht Euro, spinnst? Acht Euro für Chips und ein Getränk?« frage ich den Typen mit der vertrottelten Uniform und dem leise summenden MP3 Player in den abstehenden Ohren. Fast verschlucke mich vor Schock über den Horrorpreis. Der pickelübersäte Sechzehnjährige mit intensiv gefärbter Haarpracht und leerem Blick sieht kein einziges Mal einmal weg von seiner Scannerkasse. Alle drei Sekunden legt der Intelligenzbolzen seine schwarze Strähne mit der linken Hand wieder zurecht. Sein Lebensinhalt sind seine Haare, ein ganz normaler Mann der Neuzeit also. Er antwortet völlig desinteressiert, geistig abwesend und kaum verständlich, weil ein »Zahnfleischpiercing« in Knopfform seine Aussprache künstlich verändert. »Wollen Sie das Zeugs

jetzt, oder nicht?« «Nein! Das kann ich mir nicht leisten. Oder warten Sie, besser doch ja,« wenn ich nicht in den nächsten drei Minuten irgendwas esse, bin ich mausetot. Was soll man machen gegen Wucher? Nichts! Zahlen oder hungern. Im Auto reisse ich die Chipspackung auf, abgesehen davon, dass die Hälfte des Inhalts nur mehr Mehl ist und die andere Hälfte kohlrabenschwarz und im Fett verbrannt ist, komme ich sowieso nicht zum Essgenuss, da mein Handy loslegt. »Hallo Schlüsselservice« schallt mir eine heulende Piepsstimme entgegen. »Bitte kommen Sie sofort zu uns in die Drogerie in die XXXXgasse, bei uns ist eingebrochen worden.« »Ja ich weiss,« rutscht es heraus. Sofort ärgere ich mich über meinen Freudschen Versprecher. Der Anrufer von vorhin hat also Ernst gemacht und den Einbruch durchgezogen, auch ohne meine Hilfe. Ich freue mich darüber, denn so verdiene ich doch noch »Gutes Geld« und bin obendrein noch der »Good Guy« he, he. Ich vereinbare eine Stunde Wartezeit mit der verzweifelten Filialleiterin aus zwei Gründen. Die Chips müssen verdrückt werden, das ist der geringere Grund, der ausschlaggebende ist, dass die Wichtigtuerin sich beruhigen soll. Das Geheule und der verzweifelte Gesichtsausdruck dieser Mitarbeiter ist nicht zum Aushalten. Warum die Verkäuferinnen immer so fix und fertig sind nach einen Einbruch ist mir rätselhaft, das kann denen doch egal sein, wenn ein Gauner »ihren« Drogerie Markt ausräumt. Die Trampeln verhalten sich jedes Mal, als wäre ihre ganze Familie das Opfer eines perversen Ritualmordes geworden. Verstehe ich nicht, aber bitte! Wahrscheinlich ist denen noch nie wirklich was ernstes passiert. Jeder soll dort leiden, wo er will. Auf jeden Fall ist mir der Einbruch im Moment egal, die Belegschaft des Drogerieladens wartet sowieso auf mich, also starte ich mein »Sonderfahrzeug« und rolle dröhnend Richtung meine

Wohnung. Auf halben Weg meldet sich ein Mann bei mir, mit der Bitte sein Auto zu öffnen. Er habe den Schlüssel im Zündschloss stecken gelassen und mit viel Geschick sich selbst ausgesperrt, trotz Aussperricherung. Obwohl es mich nicht im geringsten interessiert erzählt er mir in aufdringlicher Weise, wie es zu diesen, für ihn furchtbaren, Unglück gekommen ist. Ich will Sie, lieber Leser, nicht zuviel langweilen deshalb werde ich mich kurz fassen. Er ist ausgestiegen, aus seinem Auto und hat die hintere Türe fahrerseitig geöffnet, anschliessend ist er eingestiegen und hat den Verriegelungsknopf am Armaturenbrett gedrückt, ist wieder ausgestiegen und hat sein Sakko auf die Rückbank gelegt. Ohne nachzudenken, hat dieser zerstreute Autofahrer die hintere Türe fahrerseitig zugeschlagen, ohne daran zu denken, dass sein Schlüssel noch im Zündschloss steckt. Plötzlich hat es einen Stich gegeben, und er war wie ernüchtert, denn und so weiter und so fort.....! Bitte Gnade! Das war jetzt die Kurzfassung, wie versprochen, ich musste mir die XXXL superlang Version anhören, was habe ich verbrochen, dass mich Gott immer wieder so deftig straft. Warum muss ich mir um Neun am Abend nach fünfzehn oder sechzehn Stunden Arbeit diese derart uninteressante Beichte anhören, bin ich ein Pfarrer? Es hätte genügt: Ich habe mich ausgesperrt, und aus, aber nein der Typ erzählt mir eine Litanei ohne Gleichen. Sein Fahrzeug steht fast auf meinem Nachhauseweg, also düse ich bei vorbei. Gut, dass es ein Opel ist, das ist nicht schwer, da verliere ich höchstens fünf Minuten. Kaum sieht mich der moderne Hutfahrer (die Hutfahrer von gestern sind die Kapperlfahrer von heute, innerlich vollkommen identisch. Es sind die selben Menschen mit dem selben Charakter, nur die Kopfbedeckung ist im Wandel der Zeit), beginnt er schon wieder wie aufgezogen zu reden. Armer Mann, er leidet unter einem »Sprachzwang« bei

vielen Menschen ein ernstes medizinisches Problem. Ich agiere höchst professionell. Guten Abend – Griff zum Werkzeug – Klack und das Auto ist offen: 55 Euro bitte, wie gesagt ich will nicht endlose Erklärungen abgeben, der Wasserfall redet sowieso für mich mit. »Ich habe das Geld im Handschuhfach«, spricht er, steigt ein, startet seinen Bauern/Proleten Opel und gibt Fersengeld. Das war`s! Ich stehe da wie ein Vollidiot, was ich ja auch bin. Die Autonummer merke ich mir noch, die kann ich mir zu Hause auf die Klobrille schreiben. Was soll ich sonst damit machen? Lieber Leser, vielleicht benötigen Sie auch einmal den Aufsperrdienst und möchten nicht zahlen: Nur zu, das ist eine gute Idee, der beschränkte Typ vom Schlüsseldienst kann sowieso dagegen nichts machen.....! Die Flucht des säumigen Zahlers ist eine Sauerei, aber ich kann den Fiesling verstehen, denn es ist ja nur Zivilrecht und kein Strafrecht, somit kann ihm nichts, aber auch nichts passieren. So! Das war jetzt ein Rechtblitzkurs für Sie, lieber Leser. Ab nun wissen Sie, wie Sie es machen müssen.... Aber der Koffer hat eines übersehen: Wahrscheinlich parkt er jeden Tag hier in der Nähe Er hat sich garantiert vor seinem Wohnhaus aus dem Auto gesperrt, das ist meistens so. Logisch überdacht, treffe ich den »Hutfahrer« morgen wieder, wenn ich hier vorbeifahre. Das wird dann äusserst peinlich für den Dienstleistungsdieb, dieser Mann wird seine Tat noch tief bereuen. Einen Schlüsseldienstler legt man besser nicht rein! Einen Mann zu betrügen, der nichts mehr zu verlieren hat ist töricht. Ich habe Ihnen ja gesagt, die Männer mit Hut (Baseballcap) sind nicht in engeren Wahl für den Nobelpreis. Ärger hege ich trotzdem, ein so ein Schwein! Die paar Kilometer zu meiner Wohnung schaffe ich auch noch, und freue mich auf eine heisse Suppe. Für ein richtiges, ein ordentliches Essen fehlt mir Zeit und mein gereizter Magen

ist heute ohnehin nicht im Stande feste Nahrung zu Verdauen. Völlig geschlaucht wanke ich die zwei niederen Stufen hinauf zu meiner Wohnung, ich wohne Parterre, wie alle Verlierer. An Abenden wie diesen liebe ich meine Parterrewohnung wegen der eindeutigen Vorteile. Kein Stiegensteigen, kein, sonst fällt mir im Augenblick kein positiver Aspekt ein. An den seltenen Tagen, an denen ich ausschlafen könnte hasse ich dieses dunkle Loch am meisten. Nicht nur, dass jeder zweite Penner, der an meinen Nest vorbeigeht einen unglaublichen Drang verspürt ans Fenster zu klopfen. Bei jedem Pumperer an die Scheibe fliege ich vor Schreck fast aus dem Bett, so sehr fahre ich zusammen, ist noch lange nicht alles. Genau vor meinem Schlafzimmerfenster ist der inoffizielle Bezirkstreffpunkt der »alten Weiber«, die sich stundenlang mit Höchstgenuss die schwersten Erkrankungen erzählen, und anschliessend voller Geilheit die neuesten Todesnachrichten überbringen. Die meisten dieser Erzählerinnen sind Langzeitwitwen mit sexuellen Mega Defizit, denn sie haben ihren Mann verloren, aber bereits im Weltkrieg, im ersten wohlgerückt. Seit damals geniessen sie eine nicht gerade knapp bemessene Pension. Faszinierend daran ist, es werden immer alte Weiber und nie weniger! Die verdammte Quatscherei ist zu allen Überfluss eine Darbietung in der, für unser Land typischen, Mezzosopran – Kirchenfürchtig - Herrschaftsuntertan – Stimmlage. Sie kennen diese Frauentönhöhe garantiert von einem Ausflug aufs Land, den Sie irgendwann in geistiger Umnachtung getätigt haben. In den ländlichen Gefilden sprechen alle Weiber in dieser Art und Weise. Danke, dass die Fenster dünn wie Papier sind, so kann Kälte und Schall ungehindert mir meinen wenigen Schlaf rauben. Im nächsten Leben, ich meine dieses Leben, welches ich dann in Japan führen werden, wohne ich im 100 Stock, und keinen

Millimeter weiter unten. Da steht endlich keine Ewigkeitswitwe mehr vor meinem Fenster. Die Fertigsuppe ist in fünfzehn Minuten fertig und wenn ich den Verfeinerungstipp ernst nehme braucht man noch mindestens zehn weitere schwer zu beschaffende Zutaten, warum heisst sie dann so? Auf die Extrazutaten wird verzichtet. Ich nehme genüsslich Platz und freue mich ehrlich auf den ersten Löffel dieser heissen labalenden und lebensrettenden klaren Suppe. Der Fernseher läuft zur Entspannung und zur minimalen Unterhaltung mit äussert packenden und interessanten Nachrichten. Politikergeschwafel – Palästina-Israelgequargel – Beamtenstreik - Frauenfussball – Starker Sturm in Westaustralien! Das genügt wieder für ein Jahr. Der Löffel mit dem köstlichen Supperl ist nur mehr wenige Millimeter von meinem dürstenden trockenen Mund entfernt, die spröden Lippen öffnen sich um die kochende Brühe zu Empfangen, genau in diesem Moment passiert das, was immer geschieht. Die Erfindung des Satans meldet sich, auf Deutsch, das Handy läutet. Ich bin für alle Zeit verdammt, geht es mir durch den Kopf. Das ist die Strafe für meine begangenen Gräueltaten im dreissigjährigen Krieg. Ja, ich war Wallenstein, heute Aufsperrtechniker der Firma 0-24 Uhr! »Schlüsseldienst« melde ich mich ohne einen Schluck meiner bescheidenen Instant-Delikatesse getätigt zu haben. »Hallo Schlüsselmann, ich bin`s wieder, der Geschiedene! Sie wissen schon. Bitte könnten Sie sofort wieder kommen, aber wirklich sofort. Meine Frau hat wieder das Schloss getauscht, ich kann nicht rein.« Den Anrufer kenn ich! Den kann ich nicht hängen lassen, auch wenn Magen kracht und krammelt. Das ist der männliche Part des Scheidungspärchens. Seit ungefähr zwei Monaten rufen im Wechsel einmal seine Holde und dann wieder er an. Wie gesagt, die zwei Streithanseln leben in Scheidung und lassen

abwechselnd das Schloss zur gemeinsamen Wohnung von uns tauschen. Im Moment unsere besten Kunden. Der einzige Nachteil, es muss immer sofort sein, denn jedes Mal wenn der oder die Ex die Wohnung verlässt, gibt der andere den Auftrag zum Schlosstausch. »Hallo Herr Borski, Guten Abend, zwanzig Minuten, passt das?« Mehr brauche ich nicht zu sagen und zu fragen, er weiss Bescheid. Schnell in die stinkenden Schuhe und Geld abholen, bei Borski. Das ist im Prinzip alles, was ich tun muss, einfach nur Geld abholen. Suppe esse ich keine, sonst bekomme ich unter Umständen einen Höllenmagenkrampf, dieses Risiko ist zu hoch. Wir könnten sonst unsere Melkuh verlieren. Borski und seine Frau sind super, denn die Zwei geben sich nicht zufrieden mit einem Otto Normalverbraucher Zylinder, nein es muss ein Magnetschloss sein, kostet immerhin 250 Euro plus 120 Euro für das Öffnen des alten Spezialschlusses (Das Magnetschloss seiner Frau). Dazu kommt noch einen Hunni Montagegebühr in der Nacht. Da kommt ordentlich was zusammen für uns. Wir vom Schlüsseldienst sind zwar nicht die Allerklügsten, wenn es jedoch darum geht Arbeit zu vermeiden und trotzdem abzusahnen, kann uns keiner was vormachen. Ich erzähle Ihnen das, weil wir uns bei jedem Schlosstausch heimlich einen Schlüssel behalten. Ist zwar total illegal, erspart mir aber eine Stunde Arbeit. Haben Sie schon mal ein Magnetschloss aufgebohrt? Nein, nehme ich an. Ich schon, einmal. Das genügt mir, für den Rest meiner Tage. Eine Stunde bohren, und lärmern, nächtlicher Streit mit den Nachbarn, Zehn Bohrer, drei Akkuladungen, nie mehr! Seit damals behalte ich mir einen Schlüssel und lüge den Kunden an, wir hätten ein fantastisches Aufsperrwerkzeug erfunden, mit dem man jedes Schloss in drei Sekunden öffnen kann. Stimmt irgendwie, man nennt es Schlüssel.....! »Nein Herr Borski, bei Ihrer Frau verwenden wir das

Werkzeug nicht, »dera miesen Person« sperren wir doch nicht Ihre Wohnung auf, Ehrensache!« Das ist die nächste Lüge, die ich dem Goldesel auftische, und stecke mir unbemerkt einen Schlüssel des frisch montierten Schloss ein. »Macht 470 Euro, wie immer!« er gibt mir 500 und merkt glücklich belogen an. »Die dreissig sind für Sie, weil Sie so ehrlich zu mir sind und meiner Exfrau nicht aufsperrern. Danke, wir verstehen uns, Männer unter sich!« »Wiedersehen und Gute Nacht, Herr Borski, hoffentlich zum letzten Mal, das ist ja furchtbar was Sie durchmachen«, spreche ich honorig wie ein richtiger Ehrenmann. Wir verabschieden uns mit einem besonders kräftigen Händedruck ich klopfe ihm anerkennend auf die Schulter. Zum Abschluss zieht er mich zu sich und wir umarmen uns, so wie es richtige Männer tun, ehrliche Kumpel und echte Freunde. Danach packe ich mein Werkzeug und freue mich auf morgen, wenn seine Ex anruft. Die bekommt die selbe Geschichte zu hören, nur eben auf Frau zugeschnitten. Meine Suppe ist sowieso schon kalt und ungeniessbar, also kann ich gleich zum Drogeriemarkt breschen. Die verstörte Filialeiterin wird sich in der Zwischenzeit ausgeheult haben. Mit viel Glück hat die Kripo ihre Spurensuche ebenfalls schon abgeschlossen, das spart meine Zeit, langweilige endlose Wartezeit. Pfau, ich kann dem Bullen nicht mehr zusehen, wenn er mit Pinsel und Puder Fingerabdrücke aufspürt und so tut als ob dies irgendeinen Sinn hätte ausser möglichst lange nachts zu arbeiten, »wegen der Überstunden.« Ha! Da fällt mir ein, es ist nur ein kleiner Umweg zur Tankstelle von Sigi. Dort gönne ich mir einen Becher Gemüsesuppe. Jetzt weiss ich endlich wer der Typ ist, der sich bei einem Automat eine Gemüsesuppe kauft. Ich selbst, eine schaurige Erkenntnis! »Hallo Sigi, auch noch hier«, begrüsse ich den tapferen Tankwart. »Na, klar, ich wusste ja dass du nochmals kommst,

da habe ich auf dich gewartet, Ha, Ha. In fünf Minuten ist Zehn nach Zehn, da hau ich dann ab. Ich arbeite diese Woche nur halbtags, Ha, Ha.« Schwarzer Humor, schwarze Zähne und schwarze Ringe, das ist Sigi. Die Gemüsesuppe aus dem Automaten schmeckt diesmal nach Kaffee, das ist ausgleichende Gerechtigkeit für all jene Kaffee, denen es umgekehrt war. Jetzt ist »Yin und Yan« wieder hergestellt. »Einen Einbruch habe ich noch, dann reicht es mir auch, mal sehen«, sage ich zu Sigi trinke einen kleinen Schluck der überwürzten Glutamat Brühe, den halbvollen Becher werfe ich ruhigen Gewissens in den Müll, wo er hingehört und verschwinde wieder. Selbst wenn in Afrika die Kinder verhungern. Die würden auch verhungern, wenn ich aufesse oder die Kopfwehsuppe austrinke. Um halb elf trudel ich beim Drogeriemarkt ein, und bleibe exakt nur eine Minute. Die vorhin so verzweifelte Filialeiterin hat ihr Selbstbewusstsein wieder erlangt und faucht mich sofort an. Aha, ausgeflennt, ich wusste es. »Sie kommen zu »spot«, tut mir »load«. Bei dieser provinziellen Aussprache ist sowieso alles klipp und klar, was hatte ich mir anderes erwartet, von einer christlich-dressierten, diensteifrigen Landpomeranze? Wenigstens hatte ich mich nicht beeilt, das ist mein schwacher Trost. Der fleissige Polizist hat die Arbeit des Schlossers übernommen und ein neues Zylinderschloss montiert. Wozu ein Drogeriemarkt dieser Kette überhaupt Schlösser hat, ist mir ein riesiges Rätsel, dort kann man sowieso nichts brauchbares stehlen. »Bürgerdienst« nennt der errötende Mann in Uniform seine berufsfeldübergreifende Arbeit. Die Frage, ob wir Beruf tauschen wollen, und ich ermitteln soll, kann er mir nicht beantworten, beziehungsweise warte ich die gänzlich uninteressante Rechtfertigung nicht mehr ab und verschwinde schneller als er sich eine Ausrede für seine einträgliche und illegale

Nebentätigkeit einfallen lassen kann. Eilig habe ich es sowieso, denn auf der Fahrt zu diesen Drogeriemarkt hat mich ein Bursch angerufen, ob ich ihm heute noch einige Schlüssel nachmachen kann, er zahle das Doppelte. Diese Chance lasse ich mir nicht entgehen und gebe ordentlich Gas. Ach du meine Güte, ist mein Auto laut. Der Bursch wartet bereits vor unserem Laden auf mich und macht einen nervösen Eindruck. Er übergibt mir einen nagelneuen Schlüssel mit der Prägung GS1, was kann das bedeuten? »Können Sie mir den Schlüssel drei Mal kopieren«, fragt er schüchtern, ohne mich auch nur einmal anzublicken. »Natürlich kann ich das, Sie müssen mir nur sagen, wo der General sperrt«, spreche ich autoritär zu dem jungen Mann. Er läuft knallrot an und drückt sich vor der Antwort. Er windet sich wie ein nasser Fetzen. »Äh, Äh, ist das wichtig, müssen Sie das wissen? Äh, Äh, der sperrt einen Hobbykeller in Haus eines Freundes. Mein Freund hat selber keine Zeit, deswegen hat er mich geschickt. Äh, Äh, mich geht das Ganze nichts an.« „Aha! Zu einem Hobbykeller gehört dieser Schlüssel, Danke das genügt!“ Genügt mir wirklich, denn: Es ist mir vollkommen egal wo der Schlüssel sperrt, wieso sollte es mir nicht egal sein? Dieses Profil ist nicht gesetzlich geschützt. GS ist eine unbedeutende Prägung. Ich habe den Burschen nur aus Spass gefragt. Ausserdem wollte ich persönlich wissen, ob der Bursch geheim ein Duplikat herstellen lässt. Ja, jetzt weiss ich es, dieser Bursch lässt sich einige Kopien dieses Generalschlüssels ohne Wissen des Besitzers anfertigen, aber das ist wirklich nicht mein Problem. Ich greife nach den dreissig Euro, lege sie in die Kassa und sehe dem Jungen zu wie er Land gewinnt. Ich schaue durch die Auslage und entdecke fürchterliches. Ein grosser Mann, mit dem Aussehen eines Nussknackers sieht mich hinterm Pult stehen und kommt wie selbstverständlich

durch die Tür herein. »Wir haben geschlossen!« sage ich forsch und deute mit meinem Finger zur Wanduhr. Mein Verband ist im Übrigen wieder dunkelrot und angesoffen mit Blut. Den Riesenkerl interessiert meine Gestik nicht im Geringsten. Er steht plötzlich vor mir. Mir wird Angst und Bang, so ein Pockengesicht habe ich noch nie gesehen, dazu weit runterhängende Beuteltränensäcke. Voll geschockt mit weit aufgerissenen Augen starre ich das Nachtmonster an. »Nein haben Sie nicht, Sie irren sich bestimmt, oder?« Pfui stinkt der nach billigen Getränkemarktfusel, mir wird schon wieder schlecht. Mir bleibt nichts anderes übrig als süffisant zu lächeln. »Äh, ja klar haben wir geöffnet, ich habe mich glatt gerirt, so was Dummes von mir. Was kann ich tun für Sie?« »Einmal!« lallt der Hüne und legt einen älteren Bartschlüssel auf unsere abgewetzte Holzarbeitsplatte. Die Schnapsfahne schmeisst mich fast um, die blutunterlaufenden Alkoholikeraugen flößen mir höllische Angst ein. Ärgern tu ich mich zusätzlich, braucht die lebende Leberzirrhose unbedingt einen tosischen Schlüssel? Das dauert mindestens 10 Minuten und machten einen Höllenkrawall, das gibt wieder Zoff mit den streitsüchtigen und lärmempfindlichen Nachbarn. Es bleibt mir dennoch nichts anderes übrig als dem Alkgesicht den blöden Schlüssel zu machen, und das mitten in der Nacht und meiner für jedermann verständlichen Verdrossenheit. Ich lege ein Tempo wie der ICE an den Tag Schnell beim Fräsen und Feilen. Wenigstens bezahlt er. Als ich endlich gehen will sieht mich der Fratzenmann an und fragt unverfroren »Wohin fahren Sie jetzt?« Was will der Kerl von mir wissen, ich glaube mich verhöhrt zu haben. Das geht ihm doch nichts an. »Ich fahre jetzt zu einem Kunden!« lüge ich. »Welche Richtung ist das?« will er weiter wissen. »Ich fahre stadtauswärts«, sage ich unfreundlich, um das unangenehme Gespräch zu beenden und deute energisch in

mehrere Richtungen. »Dort muss ich auch hin, Ich fahre mit!« Was soll das? Das ist schon der zweite heute, bin ich ein Taxi oder ein Chauffeurdienst? Kommt auf gar keinen Fall in Frage, dass ich diesen Nussknacker irgendwo hinführe, niemals. »Trifft sich gut, mein Auto steht um die Ecke, gehen Sie einstweilen voraus. Ich sperre nur ab und komme gleich nach.« Das Holzgesicht mit tiefen Furchen blickt verdutzt auf meinen Kastenwagen, der schräg vor ihm auf dem Gehsteig parkt, wankt aber »Gott sei Dank« hinter die von mir gezeigte Häuserecke. Kaum ist er aus dem Sichtfeld, springe ich in meinen Renault und röhre mit 120 Dezibel ins Dunkel der Nacht. Bis Morgen wird der Suff den Vorfall garantiert vergessen haben, kommt drauf an, wie lange er auf mich wartet. Langsam reicht es mir heute, ich mag endlich einen Teller mit warmer Speise essen, auf zum nächsten Versuch. Die Brühe von vorhin ist kalt und stinkt ekelig, ich schütte sie in den Ausguss und koche eine neue. Es wiederholt sich das selbe Schauspiel, wie vorhin nur mit einem kleinen Unterschied, ich bin noch geräuderter. Diesmal warte ich nicht die fünfzehn Minuten ab, auf die Gefahr hin, dass die köstliche Teigeinlage nicht weichgekocht ist. Die heiße Suppe steht vor mir und wartet in meinem Rachen zu verschwinden, da passiert es, ja Sie ahnen bereits was, mein Mobiltelefon läutet wie verrückt. Ich erschrecke, weil ich in Erwartung des bevorstehenden Genusses, die Augen geschlossen habe, und verbrenne mir höllisch die Lippen und die Zunge. »AUA AHHH Schlüsseldienst« brülle ich ins Telefon. »Mein Bruder hat die Schlüssel verloren, wir können nicht nach Hause!« sagt die jugendliche, fast kindliche Stimme. Die Eltern werden schon zahlen, denke ich mir und mach mich wieder, trotz bleierner Müdigkeit im Übergang zur Erschöpfung, auf den Weg. Den Mund fülle ich mir noch mit den steinharten Nudeln und Teigmuscheln, was

soll's. Vor dem Gemeindebau warten zwei Burschen, etwa 15 bis 16 Jahre alt. Die beiden verhalten sich äusserst seltsam für Jugendliche in diesem Alter. Sie sprechen auffallend ernst, wie ein Facharzt, der Ihnen mitteilt, dass Sie unheilbaren Krebs haben. Gekleidet sind sie mit langweiliger »Pensionistenmode«, graue Stoffhose, Blouson und Hut, auch nicht gerade ein Teenieklamotten. Irgendwas stimmt nicht mit den Greisenkindern, das bemerke ich trotz meiner Ausgelaugtheit und beeinträchtigten Verfassung. Mit steinerner Miene zeigen mir die schrägen Vögel, die Stiege 17. Wir haben alle drei Glück, denn das Haustor ist nicht verschlossen. Das sind die wenigen Vorteile, die ein Sozialbau mit sich bringt; die Bewohner sperren meist auch nachts nicht den Eingang zu. Manche sind zu faul, andere besitzen keinen Schlüssel, wieder anderen ist es egal, ob Penner oder Junkies im Stiegenhaus übernachten. Die Wohnungstür der Burschen ist im Nu von mir geöffnet, einer der beiden huscht hinein und kommt mit passenden Schlüssel und einer Blechdose zurück. »Was bekommen Sie?« fragt er mich, vermutlich der ältere und probiert einstweilen den Ersatzschlüssel. Die gesamte Situation wirkt unangenehm und angespannt. »Wo sind eure Eltern oder ein anderer Erwachsener? Ich darf euch ja kein Geld abnehmen, Ihr seid zu jung. Ein Erziehungsberechtigter muss dabei sein«, sage ich zu den Brüdern, jetzt auch im ernstesten Tonfall, als würde ich eine Grabrede halten. Das ist normaler Weise nicht meine Art, aber die zwei haben mich mit Ernst und Trauerstimmung infiziert. Es ist nahezu unerträglich. »Hören Sie auf Fragen zu stellen«, sagt der ältere zu mir, greift in die Blechbüchse und fängt dann doch überraschend zu reden an. »Unsere Eltern sind vor einem Monat bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Wir haben nur mehr uns auf dieser Welt. Niemand kümmert sich um uns, wir gehen beide arbeiten um

zu überleben. Nichts und niemand hilft uns, so was sind wir jetzt schuldig?« Ich schlucke, mit so was habe ich nicht gerechnet. Ich kann mich jetzt sogar so dunkel erinnern an die Zeitungsmeldung mit dem tödlichen Unfall. »Eltern in den Tod gerast – zwei Kinder überleben als Vollwaisen« Das sind die zwei Burschen aus den Nachrichten! Wir haben in der Firma über den Unfall geredet, jeder hat darüber geredet. Das war ganz dramatisch. »Was soll das heissen, es kümmert sich keiner um euch? Gibt es kein Heim für euch oder so was ähnliches?« harke ich nach trotz der Bitte, nicht zu fragen. »Glauben Sie uns, es gibt nichts. Niemand hilft uns, das ist alles ein Blödsinn mit Waisenrente, Fürsorge, Betreuer und Jugendamt. Alles nur eine Westernstadt. Wir müssen uns selbst versorgen und unsere Miete zahlen, so schaut es bei uns aus!« Ich bin erschüttert, jetzt weiss ich warum die zwei tapferen Burschen so »erwachsen und alt« sind. »Mich braucht Ihr nicht zu zahlen, ich sperre euch umsonst auf. Mehr kann ich nicht tun für euch!« Die letzten Worten presse ich nur mehr hervor, die Tränen stehen auf »Wasserfallstatus«. Soziale Verantwortung nennt man mein Verhalten, dies sollten die Politmillionäre übernehmen. Ich packe mein Werkzeug und hau schleunigst ab, ich will ja nicht heulen. Dieses traurige Brüderpaar ist nur ein weiteres elendiges Schicksal in unserem »christlichen Sozialstaat« und für heute, diesen nie enden wollenden Arbeitstag nicht einmal das letzte. Kaum bin ich dem seelenlosen Gemeindebau entronnen, werde ich schon mit der nächsten filmreifen Realität konfrontiert. Ein junges Mädchen bittet mich, heute selbst schon ein Wrack, um Hilfe und bestellt mich in einen angrenzenden Bezirk. Ich solle mich nur bitte, bitte, bitte beeilen. Da es fast Mitternacht ist und die Strassen leer sind, bin ich in kürzester Zeit beim Ort des Geschehens. Vor dem desolaten Altbau aus der Gründerzeit, wartet ein etwa

fünfzehnjähriges Mädchen. Was wird da nur wieder geschehen sein, frage ich mich traumatisiert durch die Anzahl der heutigen Eindrücke. Allmählich kann ich kein Leid mehr aufnehmen. Meine Kapazität ist erschöpft, überhaupt nach den Waisenbrüdern vorhin. Die Not der Bevölkerung nagt an mir mehr, als an den verantwortlichen Politikern, die Politiker mit Mama, Papa und Millionen. Sie ist ein abgemagertes, aber hübsches Mädels soweit ich es erkennen kann bei der eingeschlagenen Lampe vorm Stiegenhaus. Mitternacht ist vorbei, da schaltet die Beleuchtung in unserer Stadt auf Sparflamme um, und in ganz Wien wird es stockdunkel. Vielleicht sollte jemand den wirklichkeitsfremden Stadtrat mitteilen, dass der zweite Weltkrieg seit geraumer Zeit zu Ende ist. Die wohlgenährten Damen und Herren haben diese Tatsache noch nicht realisiert, sei es, weil diese Schmarotzerbande im weit entfernten Ausland sich die Tropensonne aufs runde Bäuchlein scheinen lassen, oder weil sie im tiefen Bunker sitzen aus Angst gelyncht zu werden. Im Prinzip egal, wir leben im Dreck und Elend! »Danke, dass Sie gekommen sind, mir ist die Tür zugefallen. Ist für Sie sicher nur eine Kleinigkeit, ich habe kein besonderes Schloss«, flüstert mir das halbe Kind schüchtern und kaum verständlich zu. »Wir werden sehen«. Durch die dünne zweiflügelige Tür höre ich Babywimmern, manchmal kaum wahrnehmbar, dann wieder ein lautes Brüllen. »Könnten Sie sich beeilen?« bittet das junge Mädels weinerlich und nervös im Kreis gehend. »Ja natürlich«, antworte ich und sehe wie einige Tränen ihre eingefallenen Wangen runterlaufen. Kaum öffne ich mit einem Drahtaken die abgesplitterte Wohnungstür, läuft das schluchzende »fast selbst noch Kind« hinein. Ohne mir was zu denken, gehe ich ihr traumverloren in die Wohnung nach. Das mach ich sonst nie, aber ich bin selbst schon fertig. Im

Wohnzimmer, es ist das einzige Zimmer, steht der Teenager vor einem alten hölzernen Kinderbettchen und schaukelt behutsam ein Baby in ihren dünnen Armen. Ein ergreifendes Bild, selbst für einen kinderlosen Schlosser. Dass dieses blutjunge Mädchen die Mutter des wimmernden Säuglings ist, erkennt wohl jeder Mensch auf dieser Welt auf Anhieb. Beide weinen leise vor sich hin, ich hätte gut Lust mitzuleiden, entscheide mich aber doch für eine Frage. »Ist das dein Kind?« »Ja!« strahlt mich die Jungmutter an, »ist es nicht süß? Morgen wird es drei Monate!« Ich staune wie ein Autobus und taste mich weiter vor. »Ich meine, wo ist deine Mutter, du siehst selbst noch etwas jung aus, oder täusch ich mich?« »Nein, ich bin fünfzehn und meine Ma hat mich rausgeschmissen. Sie habe keinen Platz für Drecksschlampe, meinte sie.« Ich muss mich setzen, mir ist das alles schon zuviel. Auf der Werkzeugtasche hockend sehe ich zu ihr auf. »Und der Vater?« „Mein Papa ist tot und sein Vater geht noch in die Hauptschule.« Sie deutet während dieses Satzes auf das Baby. »Seine Eltern, also die Grosseltern wissen nichts davon. Ich habe keiner Menschenseele verraten, wer der Vater ist. Wir zwei schaffen das schon, gell«, spricht sie vertrauensvoll mit überglücklichem Gesichtsausdruck und glasigem Blick und nickt dem Baby neckend dabei zu. Das Bild erinnert mich an eines dieser Maria und Jesus Gemälden in Kitschläden in einem überlaufenen Wallfahrtsort. Plötzlich überkommt mich die enorme Schwere und ich stütze meinen Kopf. Es kommt mir vor wäre mein Schädel aus Eisen und der Fussboden der starke Elektromagnet eines Schrotthändlers. Ich bin drauf und dran einzuschlafen als mich ihre Stimme, jetzt wesentlich resoluter, wieder aufweckt. »Wieviel Geld bekommen Sie? Wissen Sie ich habe es eilig.« Mich reisst es, mein Kopf schnell hoch. »Entschuldige bitte, ich bin selbst

so was von fertig, das kannst du dir nicht vorstellen. 70 Euro bekomme ich bitte, aber wieso hast du es eilig? Jetzt bist du eh zu Hause und deinem Baby geht es gut«. »Naja, ich muss noch arbeiten. Ich arbeite unten im Kaffeehaus, hier im Haus. Der Chef sagt, ich darf nur schwarz in der Nacht arbeiten, weil da kommen keine Kontrollorgane vom Arbeitsinspektorat. In der Nacht erwischen sie uns nämlich nicht. Die gestandenen Männer vom Amt kommen nur tagsüber, nur während der Arbeitsstunden und nur in grossen Gruppen. Die fleissigen Beamten arbeiten doch nicht am Abend oder gar in der Nacht, das ist hier mein Vorteil. Offiziell darf ich noch nicht arbeiten, ich bin noch zu jung, brauch aber das Geld. Was soll ich denn sonst machen, ausser arbeiten? Mein Chef ist aber ein Lieber, ich darf alle zwei Stunden zu meinem Baby und schauen, ob alles in Ordnung ist.« Was soll ich armer Schlüsselmann dazu sagen? Ich kann dazu nichts mehr sagen. 70 Euro hat die junge Mutter natürlich nicht, sondern nur 30. Die nehme ich, ich kann ja nicht immer umsonst arbeiten. »Mein Name ist Larissa, wenn ich wieder Hilfe brauch, ruf ich dich an, Tschüss und Danke!« ruft mir die tapferste Frau der Welt zu und ich frage mich wieso nicht Larissa »Frau des Jahres« wird sondern die Ehefrau des Bundespräsidenten? Halb eins ist es vorbei, als ich wieder in meiner Wohnung ankomme. Kochen werde ich nichts mehr, zwei gescheiterte Versuche sind genug. Ein Baguette zum Aufbacken genügt mir, nur wird aufs Aufbacken verzichtet. Keine Zeit – Keine Lust – Kein Geschmack, ich esse es so, weiss und weich. Beim zweiten Bissen in das gallertartige Teiggebilde, nicke ich ein. Das Handy kennt auch in diesem Übermüdungszustand keinerlei Erbarmen und läutet vor sich hin. Voll eingedöst schaffe es nicht abzuheben. Irgendwie höre ich das Telefon im Hintergrund meiner Wahrnehmung, jedoch die Erschöpfung,

die mich nun endgültig erreicht hat, macht das Klingeln unwirklich und zu einem halbrealen, halbtraumhaften Erlebnis. Jetzt kann ich auch nichts mehr machen, wenn ich einen Anruf verpasse. Ich döse einfach weiter, ist das angenehm. Ingeheim steigt in mir Hoffnung in einen zehn stündigen Schlaf zu fallen. Diese Hoffnung währt nicht zehn Stunden sondern exakt zehn Sekunden. Mein Festnetztelefon schlägt in voller Lautstärke los! Verdammt, wie oft wollte ich dieses unnötige Zeug schon abmelden, das Telefon und den Buchklub, bei dem ich seit fünfzehn Jahren schon kündigen will. Ich weiss, ich bin träge und faul, dabei braucht man doch nur anrufen. Sie, lieber Leser, sind vermutlich fleissiger und kurzentschlossener. Ich schleppe mich im Halbschlaf zum Kabeltelefon und glaube fest, jetzt ist es soweit, der Leibhaftige holt mich! Mein Chef ruft an! Mein zur Gänze geistes- und demenzkranker Chef ruft an und das mitten in der Nacht. »Guten Abend lieber Herr, warum gehen Sie nicht ans Handy? Ich dachte, Sie haben Nachtdienst?« meldet er sich mit unterschwelligem vorwurfsvollen Tonfall »Entschuldigung Boss, ich bin nur einen Augenblick eingenickt, da hab ich das Handy nicht mehr erreicht«, versuche ich mich zu rechtfertigen. „Lieber Herr, deswegen haben wir doch Mobiltelefone, die kann man zum Bett legen. Naja, ich werde noch mal ein Auge zudrücken, es ist ja nichts passiert. Der Grund meines Anrufs ist folgender; Mein Nachbar hat sich ausgeschlossen, und ich habe kein Werkzeug.« Jetzt schlägt es dreizehn! Der senile Mann, genannt Chef, ruft ernsthaft mich an, weil sein Nachbar sich ausgesperrt hat. Ich muss jetzt um eins in der Nacht durch halb Wien fahren und er müsste nur drei Meter über den Flur rüber gehen. Er hat kein Werkzeug, so ein Schwachsinn. Der Mann hat einen ganzen Baumarkt zu Hause. »Halbe Stunde Chef, ich bin schon unterwegs.« Was soll ich denn sonst tun?

Die Angst vor Arbeitsplatzverlust ist grösser als mein Trieb Widerstand zu leisten. Wenn mich mein Chef kündigt, schaue ich blöd aus der Wäsche, denn so leicht bekomme ich keine neue Arbeit, ich habe ja einen Beruf gelernt. Mein Arbeitgeber erwartet mich schon, bekleidet mit einem japanischen Kimono. Das Erscheinungsbild dieses Mannes ist erschütternd und lässt mich ernsthaft an der Evolutionstheorie Zweifel hegen. Muss ich das sehen, mir bleibt auch nichts erspart. Er lächelt von Ohr zu Ohr mit glasigen und schräggestellten Augen wie ein Kolpinghausbewohner, offensichtlich ist er bis oben vollgepumpt mit den schwersten verschreibungspflichtigen Spitals-Psychopharmaka. Sein Nachbar, der Ausgesperrte, ist ebenfalls keine Leuchte. Es ist schon richtig, seine Tür ist zugefallen, aber, und jetzt kommt der Clou an der nächtlichen Geschichte, die Tür ist mit einem Drehknopf ausgestattet! Ich gehe hin, drehe am Knopf und gewähre ihm Einlass. Ein starker Stich im durchfährt meine Eingeweide, es ist der reine Zorn, der diesen Schmerz auslöst. Die Schmerzwelle endet in einem unbeschreiblichen Magenkrampf. Wegen dieser zwei eingehaschten Vollidioten musste ich nach diesem langen Arbeitstag mein bescheidenes Nest verlassen. Das darf doch alles nicht wahr sein. Mühsam schleppe ich mich zu meinem Auto, mit den Händen halte ich zuerst am Handlauf an, dann stütze ich mich an der Häuserwand, und trete die Heimreise an, als mich erneut ein Anruf erreicht. Eine quietschvergnügte fröhlich Stimme meldet sich, männlich und selbstbewusst. »Guten Abend, wir haben hier ein kleines Malheur, wo sind Sie, wann kommen Sie?« Im Hintergrund höre ich laute Musik und lachende gut gelaunte Leute. Mir ist sowieso schon alles egal, deshalb frage ich nach der Adresse und schlage die Richtung ein. Um zwei in der Früh ist man nicht mehr entscheidungsfähig. Mich empfangen einige bestgelaunte und modisch perfekt

bekleidete junge Menschen in reinster Partystimmung im Nobel- und Villenviertel Wiens. Es steht dieser feiernden Gesellschaft der Reichtum förmlich ins Gesicht geschrieben. Gepflegte Männer und mit teuren Schmuck behängte wunderschöne Frauen mit Modellfiguren, genügt das? Wissen Sie was ich meine? Ein etwa 25 jähriger Mann, also ein um viele Jahre jüngerer Mann als ich es bin, begrüsst mich mit Handschlag und bittet mich in »SEIN« Haus. Ein Glaspalast eines italienischen Stararchitekten. Im Inneren der Villa komme ich aus dem Staunen nicht mehr heraus, überall stehen wertvolle Kunstgegenstände und Designermöbel. Er führt mich durchs halbe Haus, bis wir vor einer Art Wohnzimmerbar stehen bleiben. »Uns ist der Schlüssel in dieser Vitrine abgebrochen. Bitte öffnen Sie uns diesen Schrank, sonst kommen wir nicht an den Champagner ran und sitzen im Trockenen, Ha, Ha. Das wollen Sie doch bestimmt nicht?« Nein das will ich bestimmt nicht. Das ist das, was mich im Moment in meinem Leben am meisten stört. Ich fände nie mehr wieder Schlaf, wenn diese Snobs heute keinen Champagner mehr schlürfen können. Ein Stück des abgebrochenen Schlüssels ragt aus dem kunstvoll verzierten Schlüsselloch heraus. Mit einer kleinen Zange packe ich den Schaft und drehe einmal herum, das Türchen geht auf. Tosender Applaus und Bravorufe. Die Herren des Abends (Dressmen Typen der Testosteronoberschicht) klatschen energisch in ihre manikürten Hände und werfen mir anerkennende Blicke. Die schneeweissen makellosen Zähne der Fotomodelle blitzen reihenweise auf und blenden mich gehörig. Der Anblick der braungebrannten leicht beschürzten Weltklasse Frauen raubt mir den letzten Funken Verstand, nein nicht den letzten, den vorletzten, den letzten Funken raubt mir der atemberaubende Duft, welcher in der Luft liegt. Die ganze feine Gesellschaft steht hinter mir und klatscht.

Der Anführer, oder besser gesagt der Hausherr und Gastgeber reicht mir die Hand und klopf mir lobend auf die Schulter. »Das haben Sie prima gemacht, Sie sind verdammt gut. Ich werde mir Ihre Nummer gut merken. Was bekommen Sie?« »Neunzig!« stammel ich kaum hörbar und voll mit Minderwertigkeitskomplexen.. Der Millionär ruft in die Menge »Neunzig Euro für eine Minute, der Mann gehört zu uns.« Alle jubeln wieder. Er hält mir das Geld hin und als ich es greifen will, zieht er es wieder zurück und grinst spöttisch. Dieses Spiel wiederholt sich einige Male, jedes Mal unterstrichen mit einem Aufjaulen und Kichern der Meute, bis er die Hand ruhig lässt und ich die Scheine erreiche. Er blickt mich vertrauensvoll an und spricht. »Junger Mann, 90 Euro in ein paar Minuten, Sie müssen ja gestopft sein wie ein Sack Heu. Sie lachen meine Wenigkeit und meine bescheidenen Freunde bestimmt aus! Ihren Job möchte ich haben!« Will er ganz bestimmt, ja, ja mein Job ist begehrt. Drei in der Früh, körperlich völlig fertig, psychisch am absoluten Tiefpunkt, falle ich vor totaler Erschöpfung einsam in mein kaltes Stahlrohrbett. Die Decke gibt mir Schutz. In meinen gemarterten Ohren ist nur mehr das Klopfen der Penner und Stadtstreicher zu hören, die an mein Fenster anschlagen. Das Handy läutet die Nacht durch, und die Gewissheit, dass die Leute, die um diese Uhrzeit keinen Aufsperrdienst erreichen und deswegen zur Anzeige schreiten, lassen mich in einen zwei stündigen kurzen und mit Horror und Albträumen gesättigten Erschöpfungsschlaf gleiten. Die nächsten zwei Stunden muss ich schlafen, aber ab fünf wird wieder gearbeitet, da geht es dann weiter. Das war ein Montag! Ich bin im Souterrain des Daseins angekommen.

Nachwort

Danke! Danke, dass Sie mich einen einzigen Arbeitstag begleitet haben.

Weitere Angebote:

Was erwarten Sie sich? Sie erwarten doch nicht ernsthaft, dass ein Mensch, der so leben muss noch weitere Bücher schreibt? Oder doch?

Wann soll ich das machen? Sie können froh sein (oder auch nicht), wenn ich mich nicht an irgendeinem Baum aufknüpfe. Selbst mein Überleben hat einen banalen Grund. In meinem alten Kastenwagen fehlt das Abschleppseil zum Aufhängen. Aus dem Fenster kann ich auch nicht springen, Sie wissen ja ich wohne im Erdgeschoss.

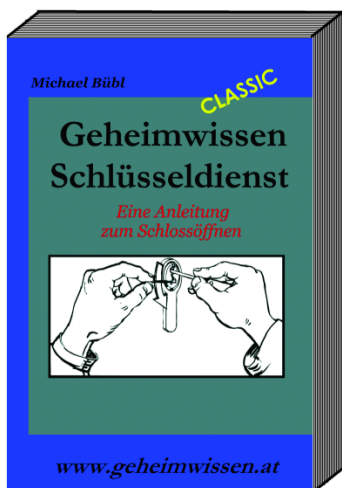
Leben Sie wohl!

***Wenn es Ihnen gefallen hat, dann schicken Sie mir eine Email!
Vielleicht schreibe ich dann einen zweiten Teil:
Der Dienstag...***

Geheimwissen Schlüsseldienst

Eine Anleitung zum Schlossöffnen

Der Bestseller!

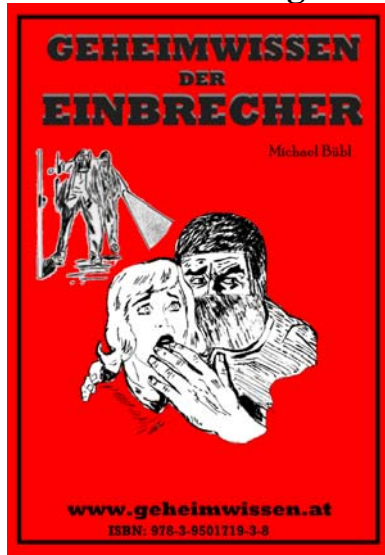


Türe zugefallen? und der Schlüssel ist innen!

Jeder von uns kennt das Gefühl, wenn er das Schloss einrasten hört und den Schlüssel vergessen hat. In Geheimwissen Schlüsseldienst werden fast alle Möglichkeiten des Schlossöffnens und Arbeitsweisen des Schlüsseldienstes behandelt. Dieses Buch spricht alle Personen an, die vor einer geschlossenen Türe stehen und diese öffnen müssen. Ob es nur ein einziges Mal ist, oder ob Sie es zu Ihrem Beruf machen wollen, spielt keine Rolle. Besonders geeignet als Lehrbuch zur Türöffnung für Feuerwehr und Polizei, Schlüsseldienst, aber auch für interessierte Privatpersonen. Es ist in leicht verständlicher Form geschrieben ohne viel Fachchinesisch und mit vielen Schritt für Schritt Anleitungen. Es ist ohne Zweifel ein gelungenes Gesamtwerk das keine Fragen offen lässt. Mit über 100 Abbildungen!

Geheimwissen der Einbrecher

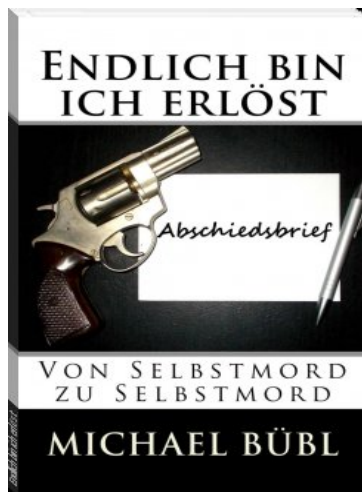
Offener und ehrlicher geht's nicht



Ein Buch voll mit wertvollem (Täter)wissen geschrieben von Schlossermeister Michael Bübl. Dieses Druckwerk wird Ihr Leben verändern. Lesen Sie dieses „Einbrecherbuch“ und schützen Sie sich und Ihre Familie gegen skrupellose Verbrecher bevor es zu spät ist.

Hier wird Klartext geredet. Der Schlossermeister zeigt dem Leser die besten Einbrechertricks. Effektive Methoden der Verbrecher werden auf eindrucksvolle Weise ohne Zurückhaltung beschrieben. Zum noch leichteren Verständnis sind die Texte mit vielen Bildern und Illustrationen bereichert. Der Autor beschäftigt sich seit mehr als 25 Jahren mit Sicherheit und Einbruchschutz. Durch seine vielseitige Arbeit als Aufsperrtechniker und Sicherheitsexperte kennt er wie kein anderer die Welt der Einbrecher und deren Arbeitsweise. Der dreifache Meister hat durch sein Berufsfeld grosse Vorteile und dadurch den entscheidenden Wissensvorsprung.

Endlich bin ich erlöst



Der Realschocker!

Als Schlüsseldienst war Michael Bübl oft als Erster am Fundort eines Selbstmörders. Ein Tatsachenbericht, der zum Nachdenken aufruft und durch Mark und Bein geht.

Bitte öffnen Sie uns die Wohnung meines Sohnes! Er hat sich seit drei Tagen nicht gemeldet!

So beginnen viele Schlüsseldienst-Einsätze des Wiener Schlossermeisters Michael Bübl. Oftmals erwartet die Verwandten ein furchtbares Drama hinter der versperrten Wohnungstür...

Ein Tatsachenbericht, der zum Nachdenken aufruft und einem durch Mark und Bein geht.

Michael Bübl liefert mit "Endlich bin ich erlöst" ein erschütterndes Dokument unserer völlig verrohten Zeit. Als Schlüsseldienst-Mann wird der Schlossermeister regelmässig

zu Einsätzen gerufen, die mit Tragik und Dramatik behaftet sind. Hinter so mancher Türe wartet ein Selbstmörder auf seine Entdeckung und wird in vielen Fällen vom herbeigerufenen Schlüsselnotdienst aufgefunden. In diesem Buch schildert der Wiener von seinen furchtbarsten Aufträgen und Erlebnissen mit Selbstmördern und deren verzweifelten Angehörigen. Erhängt, ertränkt oder selbst mit Säure aufgelöst, so findet der Schlossermeister die Menschen, die ihren Leben selbst ein Ende gemacht haben. Eine grausige Sammlung an grausigen Schicksalen.

Der Autor versucht in jedem einzelnen Fall das Motiv des Selbstmörders dem Leser zu erklären.

Michael Bübl widmet sich in diesem Buch dem grauenhaften Phänomen der Selbsttötung. Er nimmt den Leser mit auf seine einschneidenden Aufträge und Einsätze. Als Schlüsseldienst ist er oft Entdecker von Selbstmördern und unfreiwillig Zeuge der furchtbaren Szenen.

Es ist furchtbar, wie wenig in unserer Zeit gegen das zerstörerische Phänomen Suizid unternommen wird. Selbsttötung ist keine wegzuleugnende Randerscheinung mehr, im Gegenteil: Es werden immer mehr! Niemand daran mehr Anstoss, niemand wirkt dagegen. Es ist, als wäre es jedem egal. Die Gesellschaft lässt erst den Selbstmörder und anschliessend die Betroffenen gänzlich allein. Verrohter und abgestumpfter geht es nicht mehr.